A. civ.
106
m

A. civ. 106 m

A. Civ.
100^m

Ueber

den Ursprung des Spitzbogenstils.

Mit einem Anhange

betreffend die Bildung eines Vereins für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst.

Von

Rudolph Wiegmann,
Architekt und Professor an der Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf.

Der Ertrag ist für den Dombau in Köln bestimmt.

199 B

A. civ. 106m

Ueber den

Ursprung des Spitzbogenstils.

Mit einem Anhange

betreffend die Bildung eines Vereins für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst.

Von

Rudolph Wiegmann,

Architekt und Professor an der Königl. Kunst-Akademie zu Düsseldorf.

Mit 1 lithogr. Tafel.

Düsseldorf,

Verlag der Kunst- und Buchhandlung von Julius Buddeus.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der Inhalt dieser Blätter ist zwar in der Wiener allgemeinen Bauzeitung bereits veröffentlich worden; der Wunsch jedoch, daß die darin ausgesprochenen Ansichten auch in einem weitern Kreise vernommen und geprüft werden möchten, entschuldigt vielleicht die gegenwärtige besondere Herausgabe. Dieselbe hat zugleich noch den andern Zweck, auch selbst dem Laien das Ungenügende und Widersprechende mancher Meinungen, welche die wichtigsten Gesichtspunkte in der mittelalterlichen Kunstgeschichte verrückt haben, in bestimmten Beispielen zum Bewußtsein zu bringen, und somit das Bedürfniß einer genauern und umfassendern Kenntniß der alten vaterländischen Bauwerke fühlbar zu machen.

Auf dieses Bedürfniß gründet sich dann der im Anhange mitgetheilte Plan zu einem „Verein für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst.“

Der Ausführung dieses Plans sind die Umstände günstiger, als je. Denn in einer Zeit, da der in allen Theilen des Vaterlandes erwachte und auf würdevollem Selbstbewußtsein ruhende Gemeinsinn Unternehmungen beschließt und durchführt, vor deren ungeheurer Größe dasselbe Geschlecht noch vor einem Jahrzehend kleinmüthig zurückgeschreckt wäre, — in einer Zeit, da ein großer König im Bunde mit seinem Volke, ja mit dem von ganz Deutschland, den schönen Traum einer endlichen Vollendung des Domes zu Köln wirklich zu machen verheißen hat, — in einer solchen Zeit der Begeisterung für die geistige Einheit des edelsten Volks und für seine Größe sowohl in der Geschichte als in der Gegenwart ziemt es sich nicht an der Verwirklichung eines Unternehmens zu zweifeln, das, anstatt Opfer zu fordern, Vortheile verspricht und für die glänzendste Epoche der vaterländischen Geschichte von wesentlicher Bedeutung werden müßte.

Der Verfasser.

Ueber

den Ursprung des Spitzbogenstils.

Unsre gesammte heutige Baukunst läßt sich durch verschiedene Mittelglieder auf die antike griechische zurückführen. Ihre Abstammung ist jedoch eine zweifache; denn der geschichtlichen Bildung nach führt dieselbe durch das Mittelalter hindurch bis in das 5. Jahrhundert, wo sie als frisch treibender Sprößling der untergehenden Antike eine eigenthümliche Gestaltung gewinnt. Als sie dann nach mannichfacher Verzweigung und äußerster Vollendung im 15. Jahrhundert zu verwildern begann, erfuhr sie zum zweiten Mal den Einfluß der Antike; aber nicht wie Anfangs, da sie als ein neuer Trieb aus der Wurzel des absterbenden Stammes aufging, sondern gleichsam durch Pfropfung. Eine solche Pfropfung fand nicht allein mit der verdorbenen römischen Antike, so weit man sie kannte und verstand, im 15. Jahrhundert statt, sondern wurde bei weiterer Erforschung des Alterthums stets wieder von Neuem vorgenommen, bis seit dem Ende des verflossenen Jahrhunderts die unvergleichliche Kunst der Griechen als einzige Norm unsrer Architektur angesehen wurde.

Hiebei muß es uns auffallen, daß, ungeachtet langer Perioden hoher Civilisation und weit verbreiteter Kunstübung, die Baukunst nach zwei Jahrtausenden auf den nämlichen Punkt wieder anzukommen scheint, von welchem sie ausgegangen war.

Man sollte meinen, daß sie dahin in einem viel kürzeren Zeitraume oder nie hätte gelangen müssen. Das Räthsel findet jedoch seine vollständige Lösung in der Anerkennung der Wahrheit: daß die christliche Weltanschauung grundverschieden ist von der des vorchristlichen Alterthums, und daß der Gegensatz, in welchem die Innerlichkeit und Geistigkeit der erstern zu der Aeußerlichkeit und Sinnlichkeit der letztern stand, zugleich ein Suchen und Fliehen der antiken Kunst veranlassen mußte, — ein Suchen, weil die Kunst überhaupt auf sinnliche Ausdrucksmittel für ihre Darstellungen hingewiesen ist, und ein Fliehen, weil der neue Geist in einer ganz andern Beziehung zu den sinnlichen Ausdrucksmitteln stand, als der der alten Welt. Denn wenn es die Aufgabe der antiken Kunst war, das Sinnliche zu vergeistigen, das Reale zu idealisiren, so ging die Kunst des Christenthums darauf aus, das Geistige zu versinnlichen, das Ideale zu realisiren.

Bei so verwandelter Aufgabe darf es uns nicht wundern, daß auch die Mittel und Wege zum Ziele andre wurden. An einem andern Ort ist nachgewiesen worden, wie die Plastik der Malerei, die bestimmte stereomatische Form und die Personification der durch magische Licht- und Farbenwirkung erreichten Schilderung hat weichen müssen. Aus demselben Grunde erklärt sich in der Baukunst das Hinneigen der einfachen Form zur zusammengesetztern bis zur reichen Gruppirung. In allen Künsten ist es ein Unaussprechliches, tief in der Seele Geahntes, welches nach einem verständlichen Ausdruck ringt. Weil aber der Ausdruck dem Auszudrückenden meistens nicht völlig entsprach, so that man für denselben lieber zu viel, als zu wenig, um nur verstanden zu werden. Die abstracte Schönheit der Form war secundär, und mußte jener Hauptbedingung nachstehen, ja nicht selten zum Opfer fallen.

Verfolgen wir die Baukunst nach Constantin d. Gr. in ihrer Entwickelung im Verlauf der Jahrhunderte, so bemerken wir, daß sie von der antiken in dem Maß sich entfernt, in welchem der Geist der Zeit mehr im Sinn des Christenthums sich erweiset. Wir sehen im 13. Jahrhundert diesen Geist als vollendete Romantik, d. h. als das entgegengesetzte Extrem des Klassicismus des vorchristlichen Alterthums, die Kunst und das gesammte Leben durchdringen, bis er gegen das 16. Jahrhundert, gleich dem antiken, sich ausgelebt hatte. Wie die von der Sinnlichkeit ausgegangene klassische Kunst an ihrem eigenen Princip erkrankte, und in Materialismus unterging, so verdorrte nun auch die ihr entgegengesetzte vom Geistigen ausgegangene christliche Kunst an der Ausartung ihres Princips in übertriebenen, die wahre Kunst überschreitenden Spiritualismus. Nachdem diese beiden Extreme geschichtlich erreicht waren, wandte sich, wie oben bereits angedeutet worden, die Kunst abermals zur Antike zurück. Ihre Aufgabe kann jedoch nicht eine Wiederherstellung eines jener Extreme sein, sondern ist die Vermittlung beider, nämlich die Herstellung der vollkommenen Harmonie und Versöhnung zwischen dem Innerlichen und Aeußerlichen, zwischen Geistigem und Sinnlichem.

Zur Erreichung dieses Ziels können wir nur durch ein gründliches Verständniß der Geschichte der Baukunst gelangen. Der ganze Verlauf dieser Geschichte von den ersten rohen Anfängen an, durch die allmählige Bildung und Ausbildung der sprießenden Keime, dem Gelingen und Mißlingen der unter den mannichfachen Bedingungen und Wechselbeziehungen stattgefundenen Versuche hindurch bis zur Aufspürung der im Drange der Zeiten und im Wettkampfe der strebenden Kräfte an den Tag gekommenen Verkehrtheiten ist der Schlüssel zum Verständniß der Stellung der Gegenwart mit ihren Anforderungen und Aufgaben.

Aber nicht allein zu den alten Griechen und Römern müssen wir uns mit unsern Studien wenden, sondern auch zu dem in vielfacher Beziehung verschrienen Mittelalter. Ja dieses sollen wir vorzugsweise verstehen lernen, denn es war die Wiege unsrer heutigen Staatseinrichtungen, Künste und Sitten. Die exclusiven Bewunderer des griechischen und römischen Alterthums glaubten zwar das ganze Mittelalter als eine Zeit der Barbarei und Finsterniß verachten und deßhalb ignoriren zu dürfen, sie beehrten seine tiefsinnige Kunst, weil die wieder hervorgesuchte Antike keinen Maßstab dafür gab, schlechtweg mit dem Namen „gothisch" um dieselbe als recht barbarisch und roh zu bezeichnen, und verzweifeln sogar noch heutiges Tags nicht an der völligen Wiedererweckung ihres Ideals; aber Alles, was sie durch Schulzwang und todte Regel nach ihrem Sinn begründen, nimmt in der Wärme des Lebens eine nicht beabsichtigte Richtung. Und weßhalb? — Weil noch andere Factoren im Leben wirksam sind, als diejenigen, welche die Antiken-Männer gelten lassen, nämlich: das unvertilgbare Bedürfniß des Fortschritts und der ewig junge Geist den Christenthums.

Indessen haben seit geraumer Zeit auch zahlreiche Forscher ihre Studien dem Mittelalter zugewandt und unsre Kenntnisse von seiner Dichtkunst, Sprache, seinem Recht und seiner Sitte wesentlich gefördert. Nur hinsichtlich der bildenden Künste und insbesondre der Baukunst ist verhältnißmäßig erst wenig geleistet worden, und am wenigsten von den Deutschen. Die Bemühungen eines Moller, Boisserée u. A. sind zwar mit Dank anzuerkennen, weil dadurch das kaum rege gewordene Interesse für diese ziemlich unbekannte und verkannte Kunstperiode unter uns zuerst in größerem Kreise verbreitet und befestigt worden ist; aber eine vollständige Geschichte dieser Epoche konnten diese verdienten Männer uns noch nicht geben.

Auch in diesem Augenblick ist eine solche noch nicht möglich; denn noch immer fehlt es an den nöthigen Vorarbeiten, an hinreichendem Material. Dauert aber die Thätigkeit der einzelnen und in Vereinen verbundenen Künstler und Gelehrten in der Untersuchung, Aufzeichnung und Sammlung der mittelalterlichen Bauwerke in dem Maße fort, wie sie in der jüngsten Zeit sich gezeigt hat, so dürften die Hauptfragen vielleicht schon bald genügende Erledigung finden.

Das Tüchtigste und Umfassendste über die Baukunst des Mittelalters ist bisher wohl ohne Zweifel von den Engländern und Franzosen geleistet worden. Bei dem Zusammenhange aber, in welchem die bedeutenderen Erscheinungen in den germanischen und romanischen Ländern um jene Zeit in höherem oder geringerem Grade stehen, und besonders bei den Wanderungen und Mittheilungen der nachrömischen Baustile durch die Verbreitung des Christenthums und durch seinen Mittelpunkt in Rom, sind die Resultate, welche jene Nationen auf ihrem Grund und Boden gewannen, auch für uns nicht ohne Bedeutung. Insbesondre für die Geschichte des Spitzbogenstils, welcher unmittelbar nach den Kreuzzügen aller Orten fast gleichzeitig auftrat und sich rasch entwickelte, ist die Errungenschaft jeder einzelnen Nation Gemeingut der übrigen.

Unter den Werken, welche die allgemeinere Geschichte der Baukunst des Mittelalters und namentlich der Bildung des Spitzbogenstils behandeln, verdient das des Hrn. de Caumont die vorzüglichste Beachtung. *) Der Verfasser hat darin die meisten Forschungen seiner Landsleute und der Engländer berücksichtigt, so daß seine Arbeit bis auf wenige neuerdings

*) Histoire sommaire de l'architecture religieuse, civile et militaire au moyen âge par M. de Caumont. Caen. 1838.

gewonnene Aufschlüsse den gegenwärtigen Stand der Fragen: wann, wo und wie bildete sich der Spitzbogenstil? — bezeichnet.

Ungeachtet ich des Verf. Ansichten in manchem Punkt, und namentlich in Betreff des Ursprungs des Spitzbogens nicht theile, sondern vielmehr mit den trifftigsten Gründen bestreiten werde, halte ich es doch für nöthig und interessant, dieselben in ihrer Begründung mitzutheilen, um so mehr, weil damit der Gesichtspunkt angedeutet wird, von welchem die meisten Forscher die mittelalterliche Baukunst betrachten. Die dabei sich ergebende Uebersicht der Entwickelungsepochen der christlichen Baukunst mag zugleich als eine Einleitung für die späteren Betrachtungen angesehen werden.

Die Baukunst, welche im 5. Jahrhundert aus der römischen entstand, nennt man sehr passend die romanische. Im Allgemeinen bestimmen halbkreisförmige Bögen, welche unmittelbar von den Säulencapitälen getragen werden, ihren Ausdruck. In ihrer ältesten Epoche vom 5 — 10. Jahrhundert wird sie durch folgende Merkmale charakterisirt:

Basilikenartige Einrichtung. Das höhere Mittelschiff wird durch zwei Reihen Arkaden, auf Säulen oder auf Pfeilern mit zwischengestellten Säulen ruhend, von den Seitenschiffen getrennt. Das Mittelschiff schließt vor dem Chore oder Kreuzschiffe mit einem Triumphbogen und zeigt das offene Zimmerwerk des Dachs, sehr selten hölzerne Decken. Außer einigen Gewölben und Kuppeln aus Gußwerk zeigt diese Periode keine Wölbungen weiter Räume. Diese kommen erst gegen das 11. Jahrhundert vor. Die Einführung der Glocken bei Kirchen wird allgemein in das 5. Jahrhundert gesetzt. Dieselben waren

Anfangs so klein, daß sie eigener Gebäude nicht bedurften. Erst im 8. oder 9. Jahrhundert vergrößerten sie sich so, daß eigene Glockenthürme nothwendig wurden. Anathasius der Bibliothekar berichtet, daß Papst Stephan III. im Jahr 770 einen Glockenthurm an die Peterskirche zu Rom habe bauen lassen, in welchem drei Glocken aufgehängt worden seien, um die Gläubigen zum Gottesdienst zu rufen.

Richard, Prior von Herham, giebt in der Beschreibung der Kirche seiner Abtei, welche er im 7. Jahrhundert erbaut hatte, zu verstehen, daß das Mittel des Kreuzschiffs von einem kuppelförmigen Thurme überragt sei. Dergleichen aber war wohl selten. Am gewöhnlichsten scheinen damals viereckige Thürme von mäßiger Höhe gewesen zu sein.

Die Verbindung der Thürme mit der Kirche bot lange Zeit nicht geringe Schwierigkeiten dar. Bald wurden dieselben über der Mitte des Kreuzschiffs errichtet, bald an dessen beiden Enden, bald über dem westlichen Portal, am häufigsten aber stellte man sie ohne allen Zusammenhang mit der Kirche neben diese. Dieselben waren mit einer stumpfen pyramidalen Dachspitze von vier Flächen versehen und hatten in mehreren Stockwerken halbkreisförmig geschlossene Arkaden.

Mit dem Jahr 1000 begann eine neue Aera. Die bis dahin allgemein empfundene Angst vor dem zuversichtlich geglaubten Ende der Welt wich einer erneuten Thätigkeit in Kunst und Litteratur. Besonders einflußreich auf die Gestaltung der damaligen Verhältnisse wurde das germanische Element in dem Volke der Normannen. Diese hatten die Religion der Besiegten angenommen und stifteten nun unter dem maßlosen Einflusse der Priester Kirchen und Klöster die Menge. Später nach der Eroberung Englands brachten die normannischen Fürsten ihre Liebe zur Baukunst auch dorthin. Die daselbst erworbenen Reichthümer

begünstigten die Erbauung von Schlössern, Kirchen und Klöstern nicht wenig. Ihre neuen Güter zu bewahren mußten sie sich die Geistlichkeit verbinden und das Volk in Respect halten. Wilhelm von Malmesbury, der dieses bestätigt, redet zugleich von einem „novo aedificandi genere", welche Worte offenbar auf einen von dem bisherigen verschiedenen Baustil hinweisen. Von dieser Zeit datirt sich der Beginn der Entwickelung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung. Vom 5. bis zum 10. Jahrhundert hatten die Hauptelemente der modernen Civilisation, nämlich das römische, das christliche und das germanische Element, in einer Gährung gearbeitet, welche gegen den Schluß des 10. Jahrhunderts endigte, weil das neue Amalgam fertig war.

Man darf die nun bemerkliche eigenthümliche Gestaltung der Architektur einerseits der Vervollkommnung des ältesten romanischen Stils und andrerseits dem jetzt eintretenden Einflusse der byzantinischen Kunst zuschreiben. Der byzantinische Stil ist nichts anderes, als der durch den orientalischen Geschmack modificirte romanische Stil, weßhalb man denselben auch ganz passend den greco-romanischen genannt hat.

Syrien, Persien und besonders Jonien, so fruchtbar an Erfindungen und öfter rebellisch gegen die Regeln des strengen und reinen Geschmacks, wirkten auf die Ausartung des griechischen Stils ein, der dann seit Constantin d. Gr. der byzantinische heißt. Seine Seele war der morgenländische Geist, der jetzt begann seine Schwingen zu entfalten. Hatte derselbe schon gegen das 2. Jahrhundert, wie ein schüchternes Kind mit den incorrecten aber prächtigen Colonnaden zu Baalbeck und Palmyra gespielt, so benahm er sich, größer und unabhängiger geworden, übermüthig unter Justinian, als man nach dem Entwurf des Isidorus von Milet die Sophienkirche

zu Constantinopel erbaute. Von nun an hatte dieser orientatalische Stil im byzantinischen Reiche seine Weihe erhalten und regierte fortan in allen Gegenden des Orients. Unter dieser neuen Form, welche die Klassiker mit Verachtung erfüllt, die aber gleichwohl ein Recht auf unsre Bewunderung hat, war der Geist der alten Architekten Griechenlands wieder erwacht, weniger rein und strenge, aber kühner und wunderbarer, und machte seinen Einfluß geltend in fast allen Theilen Europa's.

Der byzantinische Stil war schon lange vor dem 11. Jahrhundert an einzelnen Punkten des Abendlandes erschienen. Seit dem 6. Jahrhundert hatten griechische Architekten mehrere Gebäude im Exarchat von Ravenna errichtet, unter denen die achteckige Kirche S. Vitale eine Nachahmung der Sophienkirche zu Constantinopel ist. Später zeigt sich derselbe Stil in den von Karl d. Gr. am Rhein errichteten Gebäuden, namentlich im Dome zu Aachen. Nachher brachte des Kaisers Otto II. Gemahlin, Theophania, Tochter des byzantinischen Kaisers Romanus I. und der Theophano, byzantinischen Geschmack und und griechische Künstler mit in das Abendland (978). Auch ihr Sohn, Kaiser Otto III. liebte und beschützte griechische Bildung und Kunst (983—1002).

Dieser byzantische Einfluß auf die Baukunst des Abendlandes wird jedoch von den meisten Forschern, und namentlich auch von Herrn de Caumont, weit überschätzt. Einzelne Gebäude ausgenommen, bei deren Anlage der individuelle Geschmack der Erbauer maßgebend war, erstreckte dieser Einfluß sich nicht auf den allgemeinen Plan der Kirchen, sondern beschränkte sich fast ausschließlich auf die Bildung des Details in Skulptur und Malerei. Die Hauptanordnung der gottesdienstlichen Gebäude und die daran hervortretenden wesentlichen Formen und

Verhältnisse gehörten, nach wie vor, dem romanischen Stil an, welcher durch die Lombarden insofern eine eigenthümliche Richtung erhielt, als diese die altrömische Basilika, statt mit einer Holzdecke, mit Kreuzgewölben bedeckten, und zu dem Zweck die leichten Säulen in schwere Pfeiler verwandelten. Dem byzantinischen Stil dagegen sind mehr oder weniger um einen Mittelpunkt gesammelte Formen — Centralbauten — und Kuppeln eigenthümlich.

Die charakteristischen Eigenschaften der Werke dieser zweiten Epoche des romanischen Stils sind etwa folgende:

Statt der früher gewöhnlichen Holzdecken nehmen steinerne Gewölbe Ueberhand, meist in Form von Kreuzgewölben. Waren in der ersten Epoche kaum Strebepfeiler zu bemerken, sondern nur einfache Pilaster von geringem Vorsprunge, und mehr dem Schmuck als der Verstärkung der Mauern dienend, welche bei der Decke von Zimmerwerk der letztern nicht bedurfte, so finden dieselben im 11. Jahrhundert häufigere Anwendung. Ihr Vorsprung aus der Mauerfläche ist jedoch immer noch beiweitem nicht so stark, als man es in spätern Zeiten findet, sondern beträgt selten mehr als 6 Zoll, meistens weniger. Die Fenster werden höher und weiter, und sind oft reich verziert. Nicht selten sind sie paarweise durch einen größern Halbkreisbogen verbunden; zuweilen sind sie dreifach, wo dann das mittlere höher ist, als die beiden andern. Seltener finden sich runde Fenster (Rosen), die durch reichere Verzierung und beträchtlichern Durchmesser schon einen Uebergang zu den schönen Rosen zu Ende des 12. Jahrhunderts bilden.

Im Lauf des 11. und 12. Jahrh. finden wir an mehreren übrigens romanischen Gebäuden statt des bisher gebräuchlichen Halbkreises den Spitzbogen angewendet, und nicht

etwa bloß in Einer Gegend, sondern in den entferntesten Orten und Ländern ziemlich um dieselbe Zeit. Wie ist diese Form entstanden, und wie soll man ihre Verbreitung erklären?

Wenn wir die ganz sinnlosen und unverständigen Meinungen darüber ausschließen, so bleiben drei ganz plausible Hypothesen bestehen.

a. Zufolge der erstern soll diese spitzbogige Bauart, im Orient sehr alt, von dorther durch Pilger und Kreuzfahrer, welche von dem im heiligen Lande Gesehenen enthusiasmirt waren, in Europa eingeführt und verbreitet worden sein.

b. Die andre Hypothese stimmt mit der ersten hinsichtlich des Ursprungs des Spitzbogenstils überein, will aber, daß die Mauren diesen gebrochenen Bogen schon vor den Kreuzzügen nach Spanien und Sicilien gebracht hätten, und daß derselbe dann von dort aus zu gleicher Zeit mit der arabischen Philosophie über ganz Europa sich ausgebreitet habe.

c. Die dritte Conjectur verwirft jene beiden ersteren und läßt den Spitzbogen im Abendlande selbst aus dem Rundbogen entstanden sein.

So viel ist gewiß, schon sehr lange vor der Entstehung des neuen eigenthümlichen Bausystems finden wir die Spitzbogenform im Einzelnen angewendet, z. B. in China, Aegypten u. s. w. Diese Beispiele stehen jedoch in durchaus keinem Zusammenhange mit dem spätern Spitzbogensystem.

Whittington und Lord Aberdeen schreiben den Spitzbogenstil dem Orient als eigenthümlich zu, und ihre geschickt unterstützte Meinung hat bei vielen Forschern Eingang gefunden. Lord Aberdeen versichert, daß man in den Gegenden östlich von der Linie vom Pontus Euxinus aus über Constan-

tinopel bis Aegypten häufige Beispiele von zugespitzten Bögen fände, besonders aber in Kleinasien, Arabien, Persien, an den Ufern des caspischen Meeres bis zu den tartarischen Ebenen hin. Er hält genaue Angaben des Alters dieser Gebäude für unmöglich, glaubt jedoch deren Erbauung sehr weit zurück setzen zu müssen. Haggit berichtet in seinen gelehrten Briefen über die Baukunst im Spitzbogenstil, daß man Inschriften mit kufischen Charakteren an solchen Spitzbögen gefunden habe, und daß diese Schriftart schon im 10. Jahrh. außer Gebrauch gekommen sei. Darnach wäre diese Bauart schon vor den Kreuzzügen im Orient bekannt und gebräuchlich gewesen. Spätere Beobachtungen in Sicilien scheinen dieses zu bestätigen.*)

Wie dem aber auch sei, die geringe Zahl der von den verschiedenen Beobachtern gesammelten Beispiele zwingt die Antiquare, welche dem Spitzbogen einen fremden Ursprung zuschreiben, große Vorsicht bei der Benutzung jener Angaben zu gebrauchen. In Ermangelung genauer Nachweisungen über die Entstehungszeit jener Gebäude raisonniren diese etwa folgendermaßen:

Wie kann man anders die große Revolution erklären, welche in der Baukunst stattgefunden? Kann man annehmen, daß ein französischer, englischer oder deutscher Baumeister den Spitzbogenstil erfunden hat, und daß ungeachtet der Schwierigkeit der Mittheilungen in jener Zeit, ungeachtet der Anhänglichkeit an dem Hergebrachten, alle Baumeister Europa's sich verstanden hätten die neuen Formen fast um dieselbe Zeit anzunehmen? — Oder wird man es glaublich finden, daß mehrere Baumeister den Spitzbogenstil ursprünglich und unab-

---

*) Communications verbales de M. Dureau De la Malle et de M. Hittorf.

hängig von einander in den entferntesten Gegenden Europa's erfunden hätten?

Herr de Caumont findet es natürlich, daß die Ueberschwemmung des Orients durch die europäischen Völker, welche eine allgemeine Verbesserung in den Künsten und Wissenschaften herbeigeführt habe, auch der Grund der Veränderung in der Architektur gewesen sei, und meint, die Kreuzfahrer, die von allen Punkten Europas ausgegangen seien, hätten die Eindrücke von dem, was sie gesehen, mit in ihre Heimath gebracht, um es im Abbilde fest zu halten. Er schließt, daß, wenn die Spitzbogenbaukunst damals im Orient einheimisch gewesen, ihre Einwanderung und schnelle Verbreitung in ganz Europa genügend erklärt werden könne.

Demungeachtet sind Bentham und Milner geneigt, den Spitzbogen lediglich aus der Jedermann sich aufdringenden Ineinanderflechtung von Halbkreisen, welche als Ornament auf den Mauern des 11. und 12. Jahrhunderts öfter vorkomme, abzuleiten. Der Letztere versucht sogar die Ansicht Whitingtons und dessen Herausgebers, des Lords Aberdeen, durch den Vorwurf zu widerlegen: daß diese Schriftsteller die Denkmale des Orients meistentheils aus ungenauen und wenig Vertrauen einflößenden Kupferstichen studirt hätten. Ja er stellt es ganz in Abrede, daß man östlich der vom Pontus Euxinus, durch Constantinopel nach Aegypten gezogenen Linie häufig Spitzbogenbauten begegne. Milner*) giebt zwar zu, daß einige Moscheen und Minarets Spuren der Spitzbogenbaukunst darböten, weiset aber auf die Moschee S. Sophia, erbaut im 6. Jahrhundert hin, welche in Allem, was zur ursprünglichen Anlage gehört, auch nicht einen einzigen Spitzbogen

*) Treatise on the ecclesiastical architecture of England.

zeige. Er behauptet ferner, daß im ganzen gelobten Lande nicht eine einzige Kirche im Spitzbogenstil gefunden werde, außer der von S. Jean d'Acre, die von den Kreuzfahrern erbaut sei. Das Vorkommen zugespitzter Bögen in Persien bei einer geringen Anzahl Brücken und andrer öffentlicher Gebäude läugnet Milner nicht, aber er bestreitet deren hohes Alter, und glaubt, daß die meisten Monumente jener Gegend nicht vor Dschingis-Kan (13. Jahrh.) ja selbst nicht einmal vor Tamerlan (15. Jahrh.) datiren. Er behauptet ferner, daß man die Erbauungszeit des Tempels von Madura, in welchem der Spitzbogen herrscht, nicht genau kenne, und daß der Gebrauch des Spitzbogens eben so wenig bei den Mauren in Spanien früher, als bei den andern abendländischen Völkern als herrschend nachgewiesen werden könne. Die Kathedrale von Cordova, an der man Hufeisenbögen und Spitzbögen finde, sei ursprünglich eine Moschee gewesen, von Abderama I. angefangen und von dessen Sohn Issen gegen d. J. 800 vollendet worden; es sei jedoch ausgemacht, daß dieses Gebäude in der Folge Veränderungen erlitten habe, bei welchen Gelegenheiten denn auch die Spitzbögen hineingekommen sein könnten. Der Palast der Alhambra zu Granada sei zwar im Spitzbogenstil, aber erst nach 1273 erbaut, und folglich später, als dieser Stil schon im ganzen übrigen Europa eingeführt war. Milner bestreitet überhaupt die Annahme, daß irgend ein maurischer Spitzbogenbau einer ältern Epoche angehöre, als andre Werke dieser Art im übrigen Europa.

Auch Boisserée glaubt den Ursprung des Spitzbogens im Norden Frankreichs und Westen Deutschlands eher suchen zu müssen, als im Orient, wo derselbe keineswegs vor dem 13. Jahrhundert sich zeige. Er behauptet, daß die historischen

Angaben der Meinung, daß man den Spitzbogenstil von der mohamedanischen Baukunst ableiten könne, förmlich widersprächen, indem die Araber in der Kuppel der Sophien-Kirche das Vorbild zu ihren Moscheen gefunden hätten. Eben so wenig glaubt Boisserée aber auch, daß man den Ursprung des Spitzbogens vermittelst der Milner'schen Hypothese erklären könne. Seiner Meinung nach hätte lediglich das zunehmende Höhenverhältniß der Gebäude des 11. Jahrhunderts auch eine Zusammenklemmung der Bögen und eine merkliche Veränderung in dem Verhältniß ihrer Höhe zur Breite herbeigeführt. Er nimmt an, was jedoch nicht der Fall ist, daß die überhöhten Rundbögen deßhalb die Form der Ellipse erhalten hätten.

Ungeachtet aller dieser Einwendungen ist Hr. de Caumont doch der Ueberzeugung, daß die Spitzbogenbaukunst direct aus dem Orient stamme. Doch will er dieselbe darum weder arabisch noch sarazenisch benannt wissen, weil die Araber als Nomaden keinen eigenen Baustil hätten erschaffen können, sondern bei den Griechen in die Schule gegangen wären, was die im 7. Jahrhundert erbaute Moschee des Amrou in Cairo beweise, die rein byzantinisch sei und deren halbkreisförmigen Bögen keine Spur der Hufeisenform zeigten.

Daß die Baukunst der Araber von diesem Punkte ausgegangen, und dann später den Spitzbogen aufgenommen habe, unterliegt allerdings keinem Zweifel. Dieses letztere erfolgte schon im 8. Jahrhundert, wo nach der Eroberung des zweiten persischen Reichs der Baustil der Sassaniden von den Ueberwindern angenommen wurde. Der Palast von Sapor und überhaupt alle Monumente dieses Staats zeigen aber durchgängig den gebrochenen Bogen. Der Spitzbogen an den pelasgischen Denkmalen, an mehreren griechischen Gräbern in

Sicilien, an der Mündung des Aquäducts zu Tusculum und a. a. O. war bis dahin nur eine Caprice, eine Unregelmäßigkeit gewesen. Bei den Sassaniden hingegen tritt er uns als Regel und als Princip des Geschmacks entgegen. Genauere Nachforschungen an den Monumenten des zweiten Perserreichs müßten dieses ohne Zweifel noch mehr aufklären. Leider aber besitzt man bis jetzt nur sehr unzulängliche Materialien, und hat weder Zeichnungen von den Bauwerken zu Bagdad noch von denen zu Damascus, wo eine der schönsten Moscheen im ganzen Morgenlande sich befinden soll.

Nach den Untersuchungen Lenormant's fängt in Cairo, wo der persische und byzantinische Einfluß sich mit dem des nahen Memphis vermischte, die Reihe der Spitzbogenbauwerke mit dem Meqias, dem Nilmesser auf der Insel Rodah an, auf dessen Wänden in viereckiger Einfassung vier Spitzbögen — einer auf jeder Seite — einen Fries unterbrechen, der mit einer kufischen Inschrift bedeckt ist. Die Inschrift hat man noch nicht entziffert, aber es scheint gewiß, daß dieser Nilmesser gegen das 9. Jahrh. erbaut und im Jahr 850 theilweise erneuert worden ist. Nicht minder gewiß ist es, daß die daran befindlichen Spitzbögen integrirende und nothwendige Theile der ursprünglichen Decoration sind. Aber auch abgesehen von diesem Nilmesser finden wir einen mehr als hinreichenden Beleg für die frühe Anwendung des Spitzbogens in der Moschee des Ebn-Touloun, eines Statthalters der Kalifen in Ägypten während der letzten Hälfte des 9. Jahrh. Diese Moschee, schon seit langer Zeit verlassen und mehr durch die Gunst des Klimas als die Sorge der Menschen vor dem Verfall bewahrt, bietet uns in ihrem Gesammtbau die reichste Probe vom Geschmack der Araber in der schönsten Epoche ihrer Geschichte dar. Das merkwürdige Ge-

bäude ist in dem großen Werke über Aegypten theilweise abgebildet. Leider aber sind nur die Massen mit Unterdrückung des Details angegeben. Auf dieses kommt es für unsern Zweck jedoch weniger an, als auf das Vorhandensein des Spitzbogens. Und den sieht man deutlich bezeichnet, groß und klein, an allen Theilen der Moschee.

Für die folgenden Epochen wird es schwieriger, die richtige Folgereihe der Gebäude zu bestimmen. Mit Sicherheit läßt sich nur die Moschee des El-Hasar, unter den Fatimitischen Kalifen, folglich im 11. Jahrh. erbaut, nennen, an welcher man das erste Beispiel einer Ueberhöhung des Bogens durch Verlängerung der Archivolte findet. Im 12. Jahrh. treffen wir auf die Bauten Saladins, die besonders in Cairo zahlreich sind. Dieselben gleichen den Kirchen des 13. Jahrh. auffallend bis auf jene abendländische Naivetät, welche wir dort vergebens suchen.

Für die völlige Aufklärung der Geschichte des orientalischen Spitzbogens wäre zu wünschen, daß Jemand, der nicht allein der arabischen Sprache, sondern auch der verschiedenen Arten der Schrift vom Kufischen an, der gleichförmigen, der winklichten, der gebundenen u. s. w. bis zu der spätern verzierten und überladenen kundig wäre, jene Länderstrecken durchforschte. Denn fast alle Gebäude sind bedeckt mit Inschriften aller Arten, deren Inhalt meistentheils historisch ist und für die Architekturgeschichte von Wichtigkeit sein müßte.

Eine Sammlung von Zeichnungen von dem französischen Architekten Coste, der längere Zeit in Diensten des Paschas von Aegypten gestanden, giebt wenig Aufschluß, indem die Wahl des Künstlers stets auf die reichsten und deßhalb spätesten Gebäude gefallen ist.

Wie viele und wichtige Vervollständigungen in den Daten der verschiedenen Monumente auch noch wünschenswerth sind, das steht fest — Spitzbögen kommen in Aegypten höchst wahrscheinlich schon im 8., ganz zuverlässig aber im 11. Jahrhundert vor. Aber nicht allein in Aegypten, sondern auch in dem von den Arabern eroberten Sicilien finden wir diese Bogenform an mehreren merkwürdigen Gebäuden; namentlich an dem Palast La Zisa in Palermo, welcher von den Eroberern im Laufe des 10. Jahrh. erbaut worden ist. Der Palast La Cuba in der Nähe von Palermo und aus derselben Zeit zeigt einen ähnlichen Gebrauch des Spitzbogens. Ferner ist erwiesen, daß die königliche Capelle und verschiedene andere Kirchen, welche die normannischen Könige in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhundert in der sicilischen Hauptstadt erbaut haben, diese Kette ohne Unterbrechung fortsetzen und die Anwendung des Spitzbogens auch bei christlichen Bauwerken darthun.

Dorther soll nun nach der Ansicht des Hrn. de Caumont auch der Spitzbogen stammen, den wir im Norden von Europa antreffen, und welcher in kurzer Zeit der ganzen christlichen Baukunst eine andere Gestalt gab. Die Verpflanzung desselben aus dem Orient und Sicilien in den Norden soll nicht durch ein bestimmt nachzuweisendes Factum, oder zu einer genau anzugebenden Zeit geschehen sein, — eine solche Nachweisung wäre unmöglich, — sondern durch allmählige Infiltration, durch Kriegs-, Handels- und religiöse Wege, durch Stoffe und Geräthe und selbst durch Auswanderungen der Künstler.

Daß aber solche vage und ganz allgemeine Behauptungen, entblößt von jedem zuverlässigen Belege, die Untersuchung über den Ursprung unsres Spitzbogens zum Schluß zu bringen nicht

geeignet sind, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Denn wie vielerlei andere Möglichkeiten sind nicht eben so wohl denkbar! Ueberdieß stehen mit jener Annahme eine Menge der gewichtigsten Thatsachen im offenbarsten Widerspruch. Man setzt sich z. B. gänzlich über die Einwürfe hinweg, welche aus Anlaß der Abwesenheit des Spitzbogens in Spanien vor dem 13. Jahrhundert gegen die morgenländische — oder genauer: gegen die arabische Abstammung des Spitzbogens mit Recht gemacht werden. Man sucht sich da zwar mit der Behauptung eines großen Unterschiedes zwischen Maurisch und Arabisch zu helfen, und ruft durch den Versuch, diesen Widerspruch zu beseitigen nur neue hervor. Man findet es natürlich, daß die lateinische Welt viel länger, als die übrige, dem Halbkreisbogen treu geblieben sei. Da nun Spanien ganz besonders dazu zu rechnen sei, so müsse man sich nicht wundern, hier auch unter den Mauren den Rundbogen statt des Spitzbogens zu sehen. Ist denn aber, darf man entgegnen, Italien, wo erweislich der Spitzbogen ebenfalls sehr früh erscheint, weniger zur römischen Welt zu rechnen, als Spanien? — Und überdieß, waren die Motive, welche die Araber auf den Spitzbogen führten, in Sicilien, wo derselbe von ihnen doch auch nicht vorgefunden wurde, andere, als die, aus welchen sie in Spanien den Rundbogen ergriffen?

Der wichtigste Einwurf aber, der gegen die Annahme der arabischen Herkunft unsres nordischen Spitzbogens gemacht werden kann, ist der: daß der orientalische Spitzbogen vorzugsweise dem Aeußern, der nordische dagegen dem Innern der Gebäude eigen ist. Der Unterschied ist größer, als es scheint. Denn bloße Mauerblenden oder der Schluß gewöhnlicher Maueröffnungen bedingen offenbar nicht die Wahl eines Bogens, der statisch dazu der geeignetste ist. In allen jenen

arabischen Gebäuden, an denen der Spitzbogen vorkommt, ist eine solche Masse von Mauerwerk als Widerlager der Bögen vorhanden, daß man auch nicht im entferntesten zu dem Gedanken veranlaßt wird, der Spitzbogen sei der größern Festigkeit halber gewählt worden. Vielmehr spricht Alles dafür, daß derselbe bloß als eine beliebte, für schön geltende, als neue und von dem Alten abweichende Form betrachtet ward. Dazu kommt noch, daß diese Form gerade da, wo sie am dringendsten erfordert wurde — bei Gewölben — von den Arabern nicht benutzt zu werden pflegte, sondern vor den sogenannten Honigwabendecken zurückweichen mußte.

In ganz andrer Weise sehen wir den Spitzbogen im Norden auftreten. Zunächst ist es das Innere der Gebäude, an dem er sich zeigt, und nicht etwa als eine gedankenlose Neuerung und lediglich der Veränderung halber, sondern in einer Function, zu welcher jede andre bekannte Form untauglich war — in den Gewölben über weiten Räumen. Ja, was das klarerkannte Bedürfniß dieses Bogens bei solcher Anwendung am unverkennbarsten beweiset, man sieht ihn in einen Organismus eingefügt, in welchem er, als ein gänzlich heterogenes Element, die von den alten Meistern stets so gewissenhaft berücksichtigte Harmonie der Formen auf das anstößigste störte. Der hohe Grad von Kunstbildung, welcher die Meisterwerke des romanischen Stils so bewundernswürdig organisirt hatte, würde gewiß einen so groben Fehler sich nicht haben zu Schulden kommen lassen, wenn nicht wichtige Gründe, ja die unumgängliche Nothwendigkeit es geboten hätte. Man war damals nämlich durch Erfahrung zu der Einsicht gelangt, daß halbkreisförmige Gewölbe von beträchtlicher Spannung einen so großen Schub gegen die Außenmauern äußerten, daß diese von außerordentlicher Stärke sein mußten, um den erforder-

lichen Widerstand leisten zu können. Da aber den damaligen Kirchen des Abendlandes die Form und Anordnung der dreischiffigen Basilika zum Grunde lag, so daß die Mauern des Mittelschiffes, welche die Widerlager des Gewölbes waren, auf Säulenreihen ruhten, so gebot die Natur dieser Anordnung die Anwendung eines Gewölbes, welches den möglichst geringen Schub gegen die Mauern von so geringer Stabilität äußerte. Und dazu war keins geschickter, als das spitzbogige Kreuzgewölbe. Der Spitzbogen zeigt sich demnach hier als ein organisches Ergebniß der Wissenschaft oder der empirischen Erfahrung, welches zu entscheiden außer unserm Zweck liegt. Er findet als ein in seinen wichtigsten Eigenschaften begriffenes Mittel zur Ausführung bisher für unmöglich gehaltener Constructionen eine angemessene Anwendung. Vom Gewölbe aus durchdringt der neue Bogen allmählig das ganze Innere der Gebäude und verdrängt den Rundbogen daraus. Da beide Bogenformen in Harmonie nicht neben einander bestehen können, so muß der entbehrlichere dem unentbehrlichen weichen. Um diese Zeit bieten die Kirchen denn die eigenthümliche Erscheinung eines doppelten Organismus dar, des consequent durchgeführten Rundbogensystems am Aeußern, und eines fast eben so strenge befolgten Spitzbogensystems im Innern. Wer möchte bei der Betrachtung solcher Thatsachen noch daran zweifeln, daß der Spitzbogen in unsrer Baukunst lediglich aus der Construction hervorgegangen ist? — Wäre er von Außen hereingebracht als eine neue Mode, wahrlich, wir würden ihn auch am Aeußern, und vielleicht eben da am ersten, finden.

Wir werden in der Folge noch andre Gründe für die Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit unsres Spitzbogens finden. Aber schon aus dem Obigen geht zur Genüge hervor, daß alle Hinweisungen auf den Orient uns kein Licht über die

Entstehung des spätern Spitzbogenstils verschaffen. Eben so wenig wird dessen ungemein rasche Ausbreitung dadurch erklärt.

Die Kreuzzüge sollen ihn verbreitet haben! So sagt man. Aber wir werden sehen, daß Etwas gewesen, von dem die Kreuzzüge nicht minder eine Wirkung waren, als die Entwickelung und Verbreitung des Spitzbogenstils.

Indeß sind schon im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts mancherlei Umstände zu beachten, welche die Versuche mit dem neuen Hülfsmittel begünstigen mußten. Es stürzten nämlich in jener Zeit viele Kirchen vor Baufälligkeit ein, entweder wegen mangelhafter Construction, oder weil sie, wie damals häufig geschehen zu sein scheint, bloße Holzbauten waren; andere waren für die Bevölkerung zu klein geworden. Zu derselben Zeit erweckte die allgemeine religiöse Begeisterung, die Mutter der Kreuzzüge, einen ungemeinen Eifer für Wiederaufbauung und Vermehrung der gottesdienstlichen Gebäude. Die Baumeister mußten natürlich beflissen sein, die Fehler, welche den Verfall der alten Kirchen herbeigeführt hatten, zu vermeiden. Zugleich darf man wohl annehmen, daß, wenn sie durch Anwendung des Spitzbogens eine größere Solidität erstrebten, sie auch überzeugt waren, daß die neue Form der Bögen ihren Werken mehr Schönheit verliehe. Sie fanden es überdieß ökonomisch der neuen Schule zu folgen, weil es ihnen einleuchtete, daß in keinem andern System mit so wenigen Mitteln eine gleiche Wirkung zuwege zu bringen sei.

Es scheint indeß, als wenn die Umstände, welche die Einführung des Spitzbogenstils bei uns bewirkt haben, noch weit complicirter waren, als man es bisher vorausgesetzt hat. Man hat sich bei derartigen Untersuchungen meistens an isolirte Kennzeichen gehalten, ohne mit gehöriger Aufmerksamkeit das Ganze solcher Erscheinungen zu prüfen, und ohne die all-

mähligen Neuerungen zu erwägen, welche schon in sehr früher Zeit deren Entstehung vorbereitet hatten. Der Spitzbogenstil scheint nämlich unter dem dreifachen Einfluß der Ideen der Künstler, der römischen Reminiscenzen und der geistigen Gährung, welche das ganze Abendland durchdrungen hatte, sich entwickelt zu haben. Zu dem Einfluß der ersten Art ist vor Allem ein rein technisches Motiv zu rechnen, welches die systematische Durchführung des Spitzbogenstils beförderte.

Es ist nämlich schon im Jahr 1811 von dem Engländer Saunders darauf aufmerksam gemacht worden, daß bei der früher üblichen Ueberwölbung der Kirchenschiffe nach dem Halbkreise eine störende Ungleichheit in der Höhe der Gurten unvermeidlich war, sobald die Form der Gewölbfelder beträchtlich von dem Quadrat abwich. Dieser Uebelstand, meint Saunders, sei denn auf die einfachste Weise dadurch beseitigt worden, daß man die Gurten von der kürzeren Spannung im Spitzbogen gewölbt habe, und zwar in gleicher Höhe mit den Rundbögen über den langen Seiten des Vierecks. Nachher habe man der Uebereinstimmung wegen auch die letzteren sammt den Diagonalrippen spitz gemacht und somit den Spitzbogen überhaupt in Aufnahme gebracht.

Gegen diese Meinung ist indessen zu bemerken, daß die Baumeister des 11. und 12. Jahrhunderts den Uebelstand der ungleichen Höhen halbkreisförmiger Bögen von verschiedener Spannung in unzähligen Kirchen auf eine durchaus genügende Weise dadurch gehoben haben, daß sie ihre Wölbungen selten als reine Kreuzgewölbe, aus zwei sich durchschneidenden gleichen Tonnengewölben bestehend, behandelten, sondern dergestalt kuppelartig überhöhten, daß die Scheitellinien aller vier Kappen von den Gurten ansteigend im Scheitel der Kuppel zusammentrafen. In der Regel verfuhr man folgendermaßen: Zuerst

errichtete man die Seitengurten und Diagonalrippen, und zwar die Einen wie die Andern im reinen Halbkreis. Sodann wölbte man mit möglichst leichten Steinen, — wo es irgend anging, mit Tuffsteinen, — die Kappen dazwischen, gab aber denselben durch eine mehr oder weniger muldenförmige Ausbauchung eine allseitige Spannung. Gewölbe der Art machen eine so gute Wirkung, daß dieselben aus Schönheitsgründen allein gewiß nicht verlassen worden sind. Etwas Anderes wäre es, wenn man bei Ueberwölbungen länglicher Vierecke, wie Saunders und Whewell vorauszusetzen scheinen, zwei reine Tonnengewölbe sich kreuzen lassen wollte. In diesem Falle würde das kleinere natürlicherweise nur in Form zweier Stichkappen in das größere einmünden, was allerdings eine übele Wirkung machen müßte. Außerdem würden Diagonalrippen und die aus deren Anwendung sich ergebenden Vortheile von selbst wegfallen.

Und dennoch dürften die Ueberwölbungen der Kirchenschiffe den außerordentlichsten Einfluß gehabt haben, sowohl auf die Entstehung, als auf die consequente Durchführung des Spitzbogens, aus welcher endlich als geregeltes System der Spitzbogenstil hervorging.

Um diesen Einfluß der Gewölbe in das gehörige Licht zu stellen, müssen wir zwei wesentlich von einander abweichende Richtungen unterscheiden, in denen die Vervollkommnung der Gewölbeconstruction versucht wurde. Wir haben gesehen, daß die deutsche Architektur bis zum 12. Jahrhundert ihrem Grundcharakter nach unter dem Gesetz des romanischen Stils mit streng durchgeführtem Rundbogen stand. Derselbe war längs den Ufern des Rheins und seiner Nebenflüsse am festesten eingebürgert und hing unmittelbar mit römischen Reminiscenzen zusammen. In die meisten übrigen Theile Deutschlands kam

er erst später mit dem Christenthume. Demnach läßt sich schon im Voraus annehmen, daß eine Veränderung in der Hauptform dieses Stils ungleich leichtern Eingang in diesen letztern Gegenden finden mußte, als in den Rheinlanden, und wo sonst die Römer Colonien besessen hatten. Daß indeß die rheinischen Baumeister von der von ihren Genossen im übrigen Deutschland bereits eingeführten Neuerung keine Kunde gehabt haben sollten, ist kaum glaublich, zuverlässig aber ist es, daß sie demungeachtet von dem Hergebrachten nur allmählig und in der am wenigsten auffallenden Weise abweichen wollten. Da hier die Verbesserungen langsamer vonstatten gingen und endlich doch zu demselben Ziele führten, wie die im mittleren Deutschland, und sich überdieß Schritt für Schritt in den zahlreichen noch vorhandenen Werken nachweisen lassen, so wollen wir dieselben zunächst verfolgen.

Als man nach dem Vorgange der Lombarden die Kirchen, statt der den alten Basiliken eigenthümlichen Holzdecken, mit feuerfesten Gewölben zu überspannen sich entschloß, lag ohne Frage das Tonnengewölbe am nächsten. Bei Erwägung der geringen Stabilität jedoch, welche die auf Säulen ruhenden Mauern des Mittelschiffes besaßen, konnte man nicht lange in Zweifel darüber bleiben, daß auch selbst das leichteste Gewölbe dieser Art dieselben umwerfen würde, indem dessen ganzer Schub gerade in derjenigen Richtung gegen dieselben ging, in welcher sie den geringsten Widerstand leisteten. Da überdieß das halbkreisförmige Gewölbe eine solche Dicke haben muß, daß die Beschreibung einer Kettenlinie innerhalb derselben möglich ist, (Fig. 1.) und diese Stärke bei weiten Spannungen durch die dadurch bedingte Last den Seitenschub noch vergrößerte, so mußte diese Construction verworfen werden. Es bot sich indeß sehr leicht eine zweckmäßige Modification des Ton-

nengewölbes dar — das **Kreuzgewölbe** —, welches durch zwei sich durchschneidende Tonnengewölbe gebildet wird. Durch dessen Anwendung blieb nur die Hälfte des bei dem Tonnengewölbe wirksamen Seitenschubs gegen die Mauern übrig; die andre Hälfte durfte als beseitigt angesehen werden, weil sie gegen die Mauern in der Richtung ihrer Länge geleitet worden war, wo sie Widerstand im Uebermaß fand. Solche Kreuzgewölbe übten indeß — namentlich bei weiten Spannungen, — durch das Gewicht ihrer Masse immer noch einen zu gefährlichen Seitenschub aus, als daß man dabei hätte stehen bleiben können. Man mußte daher auf Mittel denken, durch welche diese Masse verringert werde.

Und solcher Mittel wurden mit der Zeit **zwei** gefunden. Zunächst wollen wir eins derselben betrachten, welches darin bestand, daß man ein den Hauptlinien des Kreuzgewölbes entsprechendes Gerippe aus Hausteinen construirte — nämlich **Gurtbögen und Diagonalrippen** — und die dadurch bezeichneten Felder mit **Kappen** von geringer Stärke ausfüllte. Damit war zugleich der Vortheil verbunden, daß man diese Kappen in beliebiger allseitiger Wölbung ohne Lehrgerüst aus freier Hand wölben konnte.

Aber es offenbarte sich sehr bald, daß für ein regelmäßiges Kreuzgewölbe diese Diagonalrippen die Gestalt von halben Ellipsen annahmen, deren kleine Axen dem Halbmesser der Transversalgurten und Stirnbögen, und deren große Axen der Diagonale des zu überwölbenden Quadrats gleich waren. Dabei stieß man jedoch auf zweierlei technische Schwierigkeiten.

1. Für die Fugenschnitte der einzelnen Wölbsteine waren bei der Ellipse die Richtungen nicht so leicht und genau zu bestimmen, als z. B. bei reinen Kreisbögen, wo sie sämmtlich nach dem Centrum gehen.

2. Hatte bei dieser Construction jeder Wölbstein der Diagonalrippen seinen fest angewiesenen Platz in der Curve, indem ihr Krümmungsradius nicht allein in jedem Punkte sich ändert, sondern auch in keinem einzigen dem der Transversalgurten gleich ist. Daraus entsprang dann die Nothwendigkeit einer überaus lästigen Genauigkeit und Umständlichkeit in der Steinmetzenarbeit, und einer sorgfältigen Numerirung sowohl der einzelnen Steine für jede Rippe, als auch jeder Rippe für alle oft ungleiche Gewölbfelder.

Wer nur einigermaßen einen Begriff von den Schwierigkeiten hat, welche ein solches Verfahren den Steinmetzen, die bei aller practischen Tüchtigkeit doch gewiß nur wenige theoretische Kenntnisse besaßen, bei der Ausführung im Großen darbieten mußte, wo ein öfteres Einpassen des in Arbeit befindlichen Steins nicht so leicht vonstatten geht, wie bei einem kleinen Modell, der wird es natürlich finden, daß jene erfahrungsreichen Meister all' ihren Scharfsinn aufboten, um ein Mittel zur Umgehung dieser Weitläuftigkeiten ausfindig zu machen.

Das mußten sie einsehen, daß die Diagonalrippen, welche Form dieselben auch erhalten möchten, mit keinem Theile unterhalb der Ellipse fallen durften, und daß sie so beschaffen sein müßten, daß an ihrer Basis eine lothrechte Linie eine Tangente bilde, weil sonst die Kappen einen unnützen Druck dagegen äußern würden. Wollte man also eine Curve höherer Ordnung, wie z. B. die Ellipse, und auch den aus mehreren Kreisstücken zusammengesetzten und für die Ausführung ebenfalls unbequemen Korbbogen vermeiden, so blieb nichts anderes übrig, als der den Meistern jener Zeit ohnehin geläufige Halbkreis. Nach diesem wurden denn auch sofort die Dia-

gonalrippen gebildet, und die damit verbundenen Vortheile konnten nicht verborgen bleiben. Nun hatten alle Rippen und Gurten eine ähnliche und leicht zu beschreibende Form, und waren nur rücksichtlich der Größe des sie erzeugenden Radius verschieden. Den Halbkreis konnte man auch bei länglichen Gewölbfeldern anwenden.

Nach diesem Systeme finden wir die meisten alten Gebäude im Rundbogenstil überwölbt. Waren die Gewölbfelder quadratisch, wie z. B. im Capitelhause zu Rommersdorf, so befanden sich die Mittelpunkte aller Halbkreise in derselben Horizontalebene, und die Scheitellinien der Kappen stiegen gleichmäßig sanft bis zu der Mitte des Gewölbes. Bildeten aber die Gewölbfelder, wie es am häufigsten vorkam, schmale Rechtecke, deren kurze Seiten an den Mauern lagen, so entstand bei dem starken Steigen der Kappen von den Scheiteln der kleinern Stirnbögen bis zu dem Scheitel der Diagonalrippen eine Art kuppelichtes Tonnengewölbe, welches fast seinen ganzen Schub senkrecht gegen die Mauern richtete, die bei regelmäßigen Kreuzgewölben zwar auch den Schub auffangen müssen, aber großentheils in ihrer Längenrichtung und unter dem spitzen Winkel, welchen die Diagonalen mit ihr bilden. Je kleiner die Stirnbögen im Vergleich zu den Transversalgurten werden, desto mehr wird die Wölbung wie ein Tonnengewölbe wirken. Dieser Art ist das Gewölbe über dem Mittelschiff der Stiftskirche S. Martin zu Köln, (wiewohl die Gurtbögen schon spitz sind.) Zur Vermeidung dieses Uebelstandes mußte man sich einen andern, der wenigstens die Stabilität nicht beeinträchtigte, gefallen lassen. Man rückte nämlich die kleineren Stirnbögen so weit hinauf, daß ihre Scheitel mit denen der Transversalgurten in Einer Höhe standen. Mochte man indeß die Schenkel jener kleineren Bögen in

gerader Richtung herab bis auf die Capitälhöhe der Transversalgurten und Diagonalrippen verlängern, oder die dazu gehörigen Capitäle um eben so viel höher stellen, eine das Auge verletzende Unregelmäßigkeit blieb immer unvermeidlich.

Beispiele solcher Structur finden wir im Dome zu Trier und in dem dazu gehörigen Kreuzgange, in der Abteikirche zu Heisterbach, u. a. O.

Kann eine solche Anordnung der Gewölbe schon als ein bedeutender Fortschritt betrachtet werden, indem dadurch ein solides Gerippe für die Kappen erzielt wurde, so war damit doch noch nicht Alles gethan. Man hatte jetzt zwar mit keinen andern Curven zu thun, als mit dem reinen Halbkreise; aber dieser kam bei länglichten Gewölbfeldern in drei verschiedenen Größen vor. Die ungleichen Krümmungen der Stirnbögen, Gurten und Rippen waren sowohl für den Anblick als für die Ausführung unvortheilhaft. Ueberdieß war man durch den bezeichneten Fortschritt in einen für die Stabilität der Gewölbe höchst gefährlichen Fehler verfallen. Denn durch die ungemein leichte Structur, welche die Anwendung der mit dünnen Kappen ausgefüllten Gurten und Rippen, im Gegensatz zu den älteren Gewölben, deren Stärke oft zwei bis drei Schuh überstieg, möglich machte, war auch zugleich die Länge der Wölbsteine, und somit die Differenz ihrer äußern und innern Dicken, dermaßen verringert worden, daß ein Gewölbe von beträchtlicher Spannweite, bei der geringsten Ausweichung der Widerlager oder des Gewölbes selbst in seinen unteren Dritteln, in seinem Scheitel einzubrechen drohte. Indeß durch aufmerksame Beobachtung der Veränderungen, welche dem Einsturze halbkreisförmiger Gewölbe vorherzugehen pflegen (Fig. 2) (es öffnen sich nämlich die Fugen im Scheitel an der inneren Fläche, in den beiden unteren Dritteln aber an der äußeren,)

oder auch durch ein einfaches Experiment mußte man bald auf das wirksamste Mittel gegen diese Gefahr geführt werden. Und dieses bestand in nichts Anderm, als in der Zuspitzung des Bogens, den das Gewölbe bildet. (Fig. 3.) Wir finden, wie es scheint, den ersten schüchternen Versuch einer solchen Verbesserung der Rippen-Gewölbe im Dome zu Mainz,*) und hier auch nur an den Transversalgurten, bei denen das Bedürfniß größerer Solidität am fühlbarsten war. Die dadurch entstandene Ueberhöhung des Bogens ist für das Auge kaum bemerkbar. Denn im Hauptschiff beträgt dieselbe nicht mehr, als 1/50 des Durchmessers, im Querschiff 1/16; in dem der Kuppel zunächststehenden Kreuzgewölbe 1/9 und bei den Stirnbögen der Kuppel 1/5. Der Bau dieser Gewölbe wurde nach einem verheerenden Brande im Jahr 1191 begonnen, und höchst wahrscheinlich in der Ordnung fortgesetzt, in welcher die Ueberhöhung zunimmt. Aus dieser Anfangs unmerklichen, mit der Zeit aber allmählig wachsenden Ueberhöhung erhellet auch, daß der Spitzbogen hier aus rein constructiven Gründen angewendet worden ist. Man hatte offenbar gar nicht die Absicht eine neue Form zu zeigen; man wollte dem durch Jahrhunderte sanctionirten Halbkreise treu bleiben und, durch die Noth getrieben, denselben nur verbessern. Das geht auch unläugbar daraus hervor, daß man in den Stirnbögen, (die späteren der Kuppel ausgenommen,) und den Diagonalrippen nicht im Geringsten davon abging. Hätte man eine neue Bogenform, entweder als Originalerfindung, oder als von Außen eingeführtes und auf Bewunderung Anspruch machendes Element in das Gebäude einfügen wollen, so würde man dieses gewiß in auffallenderer

---

*) Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz von J. Wetter. 1835.

und markanterer Weise gethan, und sogleich etwa den sicilianischen Spitzbogen nachgebildet haben. Da man dieses aber nicht gethan hat, obgleich die stark erhöhte Form des fremden Spitzbogens hinsichtlich der Stabilität noch merkliche Vorzüge vor dem ganz stumpfen voraus hat, so ist es um so gewisser, daß der Spitzbogen in den Gewölben des Domes zu Mainz, wie wahrscheinlich in ganz Deutschland, ein organisches Ergebniß der Erfahrung unsrer alten Baumeister ist, und keineswegs als eine aus bloßer Willkür hervorgegangene oder auf irgend einem Wege von Außen hereingetragene fertige, in ihren Eigenschaften jedoch unbegriffene Form betrachtet werden darf. Ob indeß der in dem genannten Dome in so unscheinbarer Gestalt gefundene Spitzbogen hier als eine ursprüngliche und selbstständige Erfindung anzusehen sei, ist bei dem Mangel darauf bezüglicher Nachrichten schwer zu bestimmen. Da wir in der Folge jedoch finden werden, daß in andern Theilen Deutschlands schon geraume Zeit früher der entschiedene Spitzbogen eine ziemlich ausgedehnte Anwendung gefunden hatte, so ist es wahrscheinlich, daß die rheinischen Baumeister nicht ohne Kunde davon geblieben waren, sondern nur aus den oben erwähnten principiellen Gründen sich gegen die Neuerung möglichst lange gesträubt haben.

Der stumpfe, kaum vom Halbkreise zu unterscheidende Spitzbogen im Dome zu Mainz war dort nur der erste Versuch. Er war in soweit gelungen, als dadurch der Scheitel des Gewölbes die erforderliche Stärke erhalten hatte. Die andern beiden schwachen Punkte, welche etwa in der Mitte jedes Bogenschenkels sich befinden und der Gefahr ausgesetzt sind, vermöge des Drucks des mittleren Theils auszuweichen, blieben indeß noch fast eben so schwach, wie vorher. Da die Ausweichung derselben nach Außen zu erfolgen drohte, so

konnte dieser leicht dadurch vorgebeugt werden, daß man die Krümmung der Bogenschenkel verringerte, oder mit andern Worten, daß man einen entschiedenen Spitzbogen aus zwei Kreisbögen bildete, deren Mittelpunkte nicht zu fern von ihren Fußpunkten liegen.

Die vortheilhafteste Form für Gewölbe ist zwar, wie wir heutiges Tags aus theoretischen Gründen wissen, die Kettenlinie; der nicht zu stumpfe Spitzbogen ist jener Curve jedoch so ähnlich, daß er für die Praxis fast dieselben Eigenschaften besitzt und rücksichtlich der Verzeichnung ungleich bequemer ist. (Fig. 4).

Nachdem nun so der Spitzbogen angenommen war und bei verschiedenen Neigungen seiner Schenkel gegen einander stets sich gleich bewährt hatte, mußte man zur Ausschließung aller ungehörigen Willkür für seine Verhältnisse eine wohl begründete Regel wünschen. Und eine solche lag sehr nahe. Denn nahm man den Radius der halbkreisförmigen Diagonalrippen als den Normalradius für alle im Gewölbe vorkommenden Bögen an, so erhielten die Spitzbögen in Gewölbfeldern, deren Form vom Quadrat nicht beträchtlich abwich, nicht nur ein sehr ansprechendes Verhältniß, sondern es ergab sich damit zugleich auch der für die Praxis wichtige Vortheil, daß die Steinmetzen nur mit Krümmungen von einem und demselben Halbmesser zu thun hatten.

Für quadratische Gewölbfelder besteht ein solcher Spitzbogen aus zwei Kreisstücken, deren Radius $^5/_7$ der Spannungsweite ist, und deren Mittelpunkte in der geraden Linie zwischen ihren Fußpunkten liegen. Der Durchmesser der Diagonalrippen würde beinahe 10 jener Theile enthalten, indem $7^2 = 49$; $\frac{1}{2}\,10^2$ aber 50 ist.

Nun denke man sich die ungemeinen Vortheile, welche aus

einer solchen Construction für die Praxis sich ergaben. Die Steinmetzen arbeiteten Gurten und Diagonalrippen nach einer und derselben Lehre. Sie hatten nicht die geringste Rücksicht auf die Längen derselben zu nehmen. Aus jedem beliebigen Steine wurde ein Stück Gurt oder Rippe gehauen, so lang es eben darin enthalten war. Kein Stein brauchte numerirt zu werden, und es ward in den Hütten frisch fortgearbeitet an einer festgesetzten Gesammtlänge Gurt und Rippen für Mittel- und Seitenschiffe, und alle beliebig langen Theile wurden zum Gebrauch aufgestapelt. Beim Versetzen ging es dann nicht minder einfach her. Es wurden die Lehrbögen gestellt, und von beiden Seiten zugleich wurden auf denselben die Gurten und Rippen versetzt. Fand es sich dann, daß man mit den Wölbsteinen oben am Scheitel oder Schlußsteine nicht genau auskam, so brauchten nur die beiden letzten Wölbsteine passend gehauen zu werden. *)

Gewölbe dieser Construction befinden sich unter andern in der Stiftskirche zu Gladbach, im Dormitorium des Klosters Altenberg, in der Abteikirche zu Echternach,

*) Hier glaube ich einer Beobachtung erwähnen zu müssen, welche sich mir in Siena aufdrängte, und welche ein dem ebenerwähnten Verfahren: die Technik zu vereinfachen, ganz analoges betrifft. In jener Stadt nämlich, in welcher in älterer Zeit der Ziegelbau sehr in Gunst stand, findet man an vielen Gebäuden enge und weite Oeffnungen mit flachen Bögen geschlossen, welche bei genauerer Untersuchung sich als Theile eines und desselben Kreises auswiesen, so daß die Bögen über den weiteren Oeffnungen nur größere Theile dieses Kreises sind, als die über den engeren. Vermuthlich wurden hier außer den gewöhnlichen parallelopipedischen Mauerziegeln auch solche Wölbziegel nach einem Normalkreise, ja selbst numerirte Spitzbogenziegel auf den Kauf fabricirt, die denn ohne Schwierigkeit bei den mannichfachsten Bogenweiten angewendet wurden.

in der Münsterkirche zu Freiburg im Breisgau, im Mittelschiff der Liebfrauenkirche zu Trier u. s. w. In allen diesen Gebäuden sind Gewölbe, in welchen die Diagonalrippen Halbkreise, und die Schenkel der Stirn- und Gurtbögen von der nämlichen Krümmung sind. Nur bei der letzgenannten Kirche setzen die kleineren Stirnbögen höher an, als die übrigen.

Indeß war noch nicht der letzte Schritt gethan. Wenn man einmal die Einsicht gewonnen hatte, daß der Spitzbogen überhaupt die zweckmäßigste Form für Gewölbe sei, so mußte man auch die Diagonalrippen darnach bilden. Und damit war denn endlich das ganze System der spitzbogigen Gewölbe geschlossen. Was später noch hinzugefügt wurde, war Verzierung, Schmuck, nichts weiter. Der vorhin gedachten Regel: die Diagonalrippen, Gurten und Stirnbögen stets von gleicher Krümmung zu machen, blieb man auch für die Folge treu. Zu diesem Krümmungsradius nahm man gewöhnlich die Länge der kürzern Seite des Gewölbfeldes.

Nach diesem vollendeten System scheinen beiweitem die meisten Kirchen der zweiten Hälfte des 13. und 14. Jahrh. gewölbt worden zu sein. Namentlich ist es geschehen bei dem Kreuz- und den Seitenschiffen der Catharinenkirche zu Oppenheim. Die drei Gewölbfelder des erstern sind Quadrate, die der letztern aber Rechtecke, deren lange Seiten parallel mit der Richtung der Schiffe sind. Dasselbe findet statt bei dem Mittelschiff der Abteikirche zu Werden.

Bei sehr schmalen und langen Gewölbfeldern, wie deren das Mittelschiff der Catharinenkirche zu Oppenheim zeigt, laufen die Gurten der schmaleren Stirnbögen von den Capitälen, auf welchen die übrigen Bögen stehen, noch eine Strecke gerade hinauf, ehe sie die Bogenform annehmen, ähn-

lich, wie wir es früher auch bei den ältern Rundbogengewölben bemerkt haben. Dieses findet in der Elisabethkirche zu Marburg und vielen andern statt. In solchen Fällen war denn der Krümmungsradius der letztgedachten Stirnbögen nicht selten kürzer, als der der übrigen.

Ohne Zweifel werden bei genaueren Messungen der Gurten und Rippen sich noch eine Menge Beispiele finden, welche alle die oben angedeuteten Stationen der Wölbekunst auf dem Wege zur Vollendung auf das entschiedenste bezeichnen; denn die Motive und Bedingungen, welche von Verbesserung zu Verbesserung führten, liegen so offen vor unsern Augen, daß ein Irrthum in den wesentlichsten Punkten, und selbst hinsichtlich der chronologischen Folge, kaum möglich ist, auch wenn die positiven Zeitbestimmungen rücksichtlich des ersten Eintritts einer jeden Verbesserung, uns, wie bisher, für alle Zukunft mangeln sollten. Es ist nämlich der wichtige Umstand wohl zu bemerken, daß kein Theil der alten Bauwerke mehr einer gänzlichen Zerstörung ausgesetzt war, als eben die Ueberwölbung. Denn wenn das Dach durch Feuer zu Grunde ging, was in jenen Zeiten unaufhörlicher Fehden und Kriege und bei gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Blitzableiter gewiß noch beiweitem häufiger vorkam, als in unsern Tagen, so mußte die einstürzende Dachrüstung, die meist aus schwerem Eichenholz bestand, in der Regel auch den Einsturz der Gewölbe veranlassen. Dazu kommt noch die an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit die Gleichzeitigkeit oder Ungleichzeitigkeit des Baues der Mauern und der Gewölbe mit Sicherheit zu erkennen; denn die Wölbungen stehen ja nie mit dem übrigen Baue im Verbande, sondern werden immer erst nach Vollendung der Mauern eingesetzt. Daher kommt es denn, daß wir, wenn uns nicht zuverlässige Nachrichten über den Bau und die Erneuung der

Gewölbe geblieben sind, aus der Structur allein durchaus nichts Sicheres darüber erfahren können. Wir bleiben dann auf bloße Schlüsse aus Analogieen, die nur zu oft trügen, beschränkt, und laufen Gefahr, durch eine Kette solcher Schlüsse aus dem Felde der Geschichte in das der Fabel zu gelangen.

Es verdient daher wohl sorgfältig untersucht zu werden, ob nicht schon bereits Irrthümer auf diesem Wege in der Geschichte unsrer Baukunst einheimisch geworden sind. Ich deute hier nur auf die Frage hinsichtlich des frühesten Auftretens des Spitzbogens, und namentlich in den Gewölben, hin. Das bisher über die Entstehung und Anwendung desselben Mitgetheilte erweckt nämlich die Vermuthung, daß Spitzbogenwölbungen in übrigens rundbogigen Gebäuden nicht immer spätere Neuerungen sein dürften, wie man häufig und ohne irgend bestimmte Nachrichten darüber zu haben annimmt. Es liegt sogar der Gedanke nahe, daß der Spitzbogen aus den Gewölben, wo er als reines Product der Erfahrung und der Vervollkommnung der Technik zuerst auftrat, allmählig in die übrigen, und zwar zunächst inneren Theile des Gebäudes herabgestiegen sei, damit jene Uebereinstimmung im Einzelnen und Ganzen, welche den älteren Rundbogenbauten einen so hohen Kunstwerth verliehen hatte, auch nach Einführung der Neuerung nicht entbehrt werde. Diese Uebereinstimmung in den Bogenformen hing dann ferner mit der Harmonie der Verhältnisse eng zusammen, so daß der erhöhte und zierlichere Bogenschluß von selbst auch schlankere und zierlichere Verhältnisse der Pfeiler und Pfeilerabstände nach sich zog, welche denn endlich wieder Strebepfeiler, Strebebögen und eine reichere Verzierung bedingten.

Der Ursprung und die Entwickelung des Spitzbogens auf diesem Wege scheint so folgerecht und natürlich zu sein, daß

man dazu der schwach begründeten Hypothese eines über Europa gekommenen morgenländischen Einflusses nicht bedarf. Ja es wäre beiweitem wunderbarer, wenn der Spitzbogen, der im Orient nur als willkürliche Form von Oeffnungen oder in Ornamenten, aber durchaus nicht in weitgespannten Gewölben vorkommt, wo seine Eigenschaften durch keine andere Form ersetzt werden konnten, wie bei dem Schlusse von Fenstern und Thoren oder gar bloßen Mauerblenden offenbar der Fall war, nach seiner Auswanderung in das Abendland sofort in seinem innersten Wesen verstanden und demgemäß angewandt worden wäre, — es wäre dieß, sage ich, viel wunderbarer, als seine ursprüngliche Entstehung und Ausbildung unter Umständen, welche beides so außerordentlich begünstigten. Und die vorgeblich überaus schnelle Verbreitung des Spitzbogens im Norden Europas wird gerade am allerwenigsten dadurch erklärt, daß man ihn, wie eine Waare, von Außen hereinkommen läßt. Wenn es in jenen Zeiten so leicht gewesen wäre in die althergebrachte und durch Jahrhunderte geübte Bauweise eine neue mit dem Alten unverträgliche Haupt-Form einzuschwärzen, wie bunt müßte unsere mittelalterliche Baukunst aussehen! Wie gering aber die Neigung der damaligen Völker für derartige Neuerungen gewesen, selbst wenn solche auf das wirksamste unterstützt wurden, ersehen wir am besten daraus, daß der von mächtigen Kaisern im 10. Jahrh. in jeder Weise geförderte byzantinische Geschmack gleichwohl bei uns einen wesentlichen Einfluß nur auf die Ornamentik, Plastik und Malerei, nicht aber auf die Grundgestaltung der damaligen Bauwerke, welche stets ihrem romanischen Charakter treu blieben, gewinnen konnte. Einige wenige auffallende Ausnahmen, wie die Marcuskirche zu Venedig und S. Vitale zu Ravenna und wenige Werke Karls d. Gr., erklären sich von selbst.

Die schnelle Verbreitung einer neuen Form, besonders wenn sie dem herrschenden System widerstreitet, erscheint dagegen weit erklärlicher, wenn wir annehmen, dieselbe sei aus einem allgemein gefühlten drückenden Bedürfnisse hervorgegangen, — sei die ursprüngliche, einheimische Erfindung eines höchst einfachen und zweckmäßigen Mittels zur Umgehung allbekannter Schwierigkeiten und zur Erlangung lange erstrebter Resultate. Unter dieser Voraussetzung wird man eine solche schnelle Verbreitung durch den Verkehr der Klöster und Werkleute ungleich natürlicher finden, als durch einen Verkehr, der die zunächst Betheiligten gar nicht berührte.

Aber sowohl aus der Schwierigkeit der Mittheilungswege zu jener Zeit, als auch aus andern sogleich zu erwähnenden Gründen, müssen wir urtheilen, daß die gerühmte Schnelligkeit der Verbreitung der neuen Bogenform keinesweges so erstaunlich gewesen sei, als man behauptet hat. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie einen langen und äußerst harten Kampf gegen die Vertheidiger der Reinheit des herrschenden Stils, wie gegen das allgemeine Vorurtheil zu bestehen gehabt hat; daß dieselbe sich nur sehr langsam und mühsam, vielleicht durch Wanderung von einigen wenigen erleuchteten Meistern, ausgebreitet, und nur an wenigen und zudem weit auseinander gelegenen Orten Aufnahme gefunden habe.

Es ist nämlich nicht wahrscheinlich, daß wir im Dom zu Mainz die ursprüngliche Entstehung des Spitzbogens sollten gefunden haben. Denn im westlichen Deutschland, und zumal am Rhein, tritt diese Form überhaupt später auf, als in den anderen Gegenden. Es ist dieses auch leicht durch den überwiegenden Einfluß zu erklären, den die längs des Rheines in so hoher Vortrefflichkeit und so großer Zahl existirenden Werke des reinen Rundbogenstils auf die Baumeister ausüben mußten.

Auch ist es ferner nicht wahrscheinlich, daß die neue Form aus Frankreich nach Deutschland herübergekommen ist, eben wieder wegen des späten Erscheinens derselben an der Grenze.

Alles hingegen spricht dafür, daß der Spitzbogen im Herzen Deutschlands seinen Ursprung genommen und seine früheste Anwendung und Ausbildung gefunden hat, und zwar zuerst im Innern der Gebäude. Er hatte das Innere schon vollständig durchdrungen bis auf die unwesentlichsten Theile, als das Aeußere noch unter der strengsten Herrschaft des Rundbogens stand, und das Vorhandensein der neuen Form nicht im entferntesten vermuthen ließ. Es darf dieses deßhalb nicht übersehen werden, weil darin der Beweis liegt, daß der Spitzbogen nicht als gedankenlose Nachahmung und launenhafte Neuerung aufgetreten ist, sondern als ein organisches Ergebniß der Erfahrung sofort eine seinen Eigenschaften entsprechende Anwendung — nämlich bei den Gewölben — gefunden hat. Am Aeußern der Gebäude bedurfte man seiner nicht. Als er auch hier erschien, geschah es, weil der durch ihn gestörte Organismus auch durch ihn wieder geheilt werden mußte.

Dieses beweisen mehrere Kirchen, deren Gründung in der trefflichen Einleitung, welche Herr Dr. Lepsius der durch ihn besorgten Uebersetzung des interessanten Werks „über die Entwickelung der Architektur unter den Normannen ꝛc. von Gally Knight vorausgeschickt hat, mit großer Evidenz in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts gesetzt wird. Diese Bauwerke sind es, in denen wir die andere, oben schon angedeutete, Richtung der durch die Nothwendigkeit gebotenen Bestrebungen rücksichtlich der Vervollkommnung der Gewölbeconstruction bethätigt finden. In einigen derselben treffen wir nämlich Spitzbogengewölbe an, deren Bau aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem der Hauptmauern gleichzeitig ist. Wir

finden hier jedoch keine Diagonalrippen. Deßhalb ist nicht anzunehmen, daß hier der Spitzbogen auf dieselbe Weise entstanden sei, wie in den Gewölben der rheinischen Kirchen, wo derselbe, wie wir gesehen haben, durch die, Behufs einer leichtern Gewölbestructur eingeführten, Diagonalrippen und Gurtbögen veranlaßt wurde. Ueberdieß datiren diese spitzbogigen Wölbungen ohne Diagonalrippen aus einer früheren Zeit, als die Rundbogengewölbe mit Diagonalrippen am Rhein. Daraus läßt sich folgern, daß die Baumeister im mittlern Deutschland einerseits, und in den Gegenden am Rhein andrerseits, ungefähr um dieselbe Zeit mit der dringend geforderten Verbesserung der Construction des Gewölbes, und insbesondre mit der Auffindung eines Mittels zur Erleichterung seiner Masse, sich beschäftigt haben müssen, und daß dieselben in diesem Streben von verschiedenen Seiten und unabhängig von einander zu gleich zweckmäßigen, aber sehr unähnlichen Resultaten gelangt sind.

Am Rheine nämlich, wo man den Rundbogen nicht anzutasten wagte, wurde das Problem durch die Einführung der Diagonalrippen gelöst, welche den zwischen dieselben zu spannenden Kappen von äußerst geringer Stärke zum tragenden Geripppe dienten.

Im mittlern Deutschland, wo die Herrschaft des Rundbogens nicht so alt und tief eingewurzelt war, wie dort, kam man unmittelbar auf die Spitzbogenform der Gurten und Kappen, — die sogenannten Eselsrücken —, und hatte darin ein Mittel zur Herstellung leichter und dauerhafter Gewölbe gefunden. Lange Zeit begnügte man sich beiderseits mit seinen so erlangten Verbesserungen, bis endlich im 12. Jahrhundert die Wölbkunst dadurch auf ihren Gipfel kam, daß

beiderlei Verbesserungen vereinigt wurden und Spitzbogengewölbe mit Diagonalrippen in Gebrauch kamen.

Ein bemerkenswerthes Beispiel der nur der Noth weichenden Anhänglichkeit der rheinländischen Meister an den Rundbogen, bietet die Abteikirche zu Heisterbach aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts. Wiewohl hier der Rundbogen noch die Regel ist, so kommt doch bei den Transversalgurten des Mittelschiffes der Spitzbogen vor. Am Chorumgange dagegen, wo die Spannweite nicht so beträchtlich ist, sind die Gurten wieder Halbkreise, aber die Kappen und Rippen spitzbogig. (Fig. 5.)

Die Kirchen, welche die ausgedehnte Anwendung des Spitzbogens in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts beweisen, sind folgende:

1. Der Dom zu Naumburg, mit Ausnahme der Chöre, vor 1021 gegründet und vor 1050 vollendet. Die Gewölbe, sowohl des Mittelschiffes als auch der Seitenschiffe, scheinen dem ursprünglichen Baue anzugehören, und sind im Spitzbogen, jedoch ohne Diagonalrippen, ausgeführt. Das ganze Innere mit Ausnahme der oberen Fenster ist spitzbogig; diese und das Aeußere im strengsten Rundbogenstil.
2. Die Klosterkirche zu Memleben, spätestens um 975 erbaut, war im Innern mit Ausschluß der Fenster spitzbogig, im Aeußern rundbogig. Es sind nur noch geringe Reste davon übrig. Dieser Bau ist meiner Ansicht nach nicht so zuverlässig datirt, daß er für sich allein eine große Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen könnte.
3. Der Dom zu Merseburg, erbaut zwischen 1015 und 1021, zeigt Spitzbögen im Mittelschiff und alte Spitzbogenwölbung ohne Diagonalrippen.

4. Die Stadtkirche zu Freiburg an der Unstrut ist in demselben Stil und aus derselben Zeit.
5. Der Dom zu Basel, erbaut zwischen 1006 und 1019, zeigt ebenfalls im Aeußern den Rundbogenstil, während im Innern das Mittelschiff auf zwei Reihen altformiger Spitzbögen ruht. Ueber diesen Spitzbögen befindet sich ein Umgang von größeren Rundbögen gebildet, deren jeder drei Kleinere umschließt. Darüber sind wieder Rundbogenfenster. Das Gewölbe des Mittelschiffs mit Diagonalrippen und Gurten gleicher Krümmung ist spätern Ursprungs.
6. Die Sebalduskirche zu Nürnberg ist ohne Zweifel aus derselben Zeit. Auch hier ruhen die alten Mauern des Mittelschiffs auf niedrigen Spitzbögen, obgleich die darüber befindlichen Fenster rundbogig sind. Alte zum Gewölbe emporsteigende Wandpfeiler mit drei Halbsäulen beweisen, daß das Schiff auch ursprünglich gewölbt gewesen. Das jetzige Gewölbe mit Diagonalrippen ist indeß als eine spätere Erneuerung zu betrachten. Die Seitenschiffe sind weit jünger.
7. Der Dom zu Bamberg wurde erbaut zwischen 1004 und 1012. Außen reiner Rundbogenstil, im Innern, wie bei den vorhergehenden Kirchen, Spitzbogen in den Mauern des Mittelschiffs und in den Wölbungen.

Wenn diese zumtheil weit auseinander gelegenen sieben Gebäude es unzweideutig beweisen, daß der Spitzbogen zuerst im Innern aufgetreten und darin sich ausbreitete und ausbildete, ehe er sich nach Außen wagte, wo er in constructiver Rücksicht nicht so augenscheinliche Vortheile gewährte, wie dort, und somit meine Ansicht über den Ursprung der neuen Bogenform vollkommen gerechtfertigt erscheint, so ist es doch eine höchst

auffallende Erscheinung, daß in so vielen späteren Werken bis zum Ende des 12. Jahrhunderts der ältere Rundbogenstil die ausschließliche Herrschaft behauptet, und bei theilweisem Aufnehmen des Spitzbogens zu mehr oder weniger wesentlichen Functionen dessen organische Ausbildung verhindert, so daß dieser erst 150 Jahre nach seinem ersten Erscheinen die Baukunst so weit durchdrungen hatte, daß auf seiner Grundlage ein neuer eigenthümlicher Baustil entstehen konnte.

Um diese Erscheinung zu erklären, müssen wir die Wahrheit festhalten, daß der Spitzbogen, als ein organisches Product der Erfahrung in der Technik, schon als erster Keim des neuen Spitzbogenstils anzusehen sei, der bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, der erforderlichen Luft und Wärme entbehrend, nur kümmerlich hie und dort ein Blättlein trieb, ohne jedoch zur vollständigen Entfaltung die nöthige Nahrung zu finden. Ja wir dürfen annehmen, daß die wichtige von den sächsischen Kaisern so sehr geförderte Neuerung in jener hierarchischen Zeit, in welcher wenigstens der Clerus, der ja die meisten Kirchen baute, mit äußerster Halsstarrigkeit an dem hergebrachten und durch so viele Jahrhunderte sanctionirten Stile hing, aus Grundsatz und aus Opposition gegen die weltliche Macht ignorirt oder beschränkt worden sei. Solche Bemühungen konnten indeß, wie alle, die den Fortschritt zu hemmen bezwecken, nichts anderes erreichen, als eine Verzögerung der natur- und zeitgemäßen Entwickelung, ja sie mußten dazu beitragen, daß der Funken, den sie zu ersticken beflissen waren, endlich, als ihm durch die Umstände Luft gegeben ward, nur um so mächtiger in lichter Flamme aufloderte.

So geschah es mit dem Spitzbogen, als die allgemeine und beispiellose Begeisterung der abendländischen Völker die Kreuzzüge hervorrief. Ein neuer gewaltiger Geist war er-

wacht. Er ergriff alle vorhandenen Elemente und stellte sie unter seine Herrschaft. Mit neuem Leben durchströmte er das Ritterthum, die Künste und das Leben. Kann ein günstigerer Zeitpunkt für die Aufnahme und Weiterbildung des bis dahin nicht ganz begriffenen Spitzbogens gedacht werden! — Wenn der ruhig in sich selbst zurückkehrende Rundbogen das Symbol eines friedlichen und kaltverständigen Zustandes war, so konnte man in dem Spitzbogen das der Romantik und des leidenschaftlichen Himmelanstrebens kaum verkennen. Der neue Geist bemächtigte sich desselben sofort als eines willkommenen Mittels zur Verwirklichung seiner kühnen Träume. Das ist zugleich die einfache Erklärung der ans Wunderbare grenzenden Schnelligkeit, mit welcher die Entwickelung und Vollendung des Spitzbogenstils von nun an in fast allen Gegenden Europas vor sich ging.

In dem bisher Mitgetheilten bin ich von der Ansicht ausgegangen, daß der Spitzbogen als Princip des durch ihn begründeten Stils in Deutschland entstanden und zuerst behandelt worden sei. Eine ähnliche, früher von Göthe, Schlegel, Boisserée, Moller u. A. ausgesprochene, wenn auch auf andere Gründe gestützte Behauptung, hat bekanntlich vonseiten der Franzosen so heftigen und anscheinend begründeten Widerspruch gefunden, daß nach langem Streit die Meinung der Forscher im allgemeinen sich zu der Annahme bestimmte, der Spitzbogenstil sei in der That von Frankreich ausgegangen. Insbesondere sind es die Archäologen in der Normandie gewesen, welche durch eine sehr geschickte und plausible Beweisführung der Sache den Ausschlag gaben. Es gehört mit zu unsrer Aufgabe diese Streitfrage in ihren wesentlichen Momenten zu berühren.

Die Franzosen, und als Hauptstimmführer Hr. de Gerville,

traten mit der Sensation machenden Behauptung auf, der Spitzbogenstil sei von der Normandie ausgegangen, indem derselbe dort an noch existirenden höchst bedeutenden und wohldatirten Kirchen aus dem 11. Jahrhundert sich in einer Ausbildung zeige, die derjenigen nahe komme, welche er an andern Orten erst anderthalb Jahrhunderte später erlangt habe. Als auf das in dieser Beziehung wichtigste Monument wurde auf die Kathedrale von Coutances hingewiesen, einen Bau, welcher den großen Kirchen von Chartres, Rheims, Beauvais und andern Werken aus dem 13. Jahrhundert conform ist, sowohl im Gesammtplan, als auch in der Form und Anordnung der Arkaden des Schiffes und Chores und in den Details der Verzierungen. Den Folgerungen, welche man daraus für die Erbauungszeit jener Kirche zu ziehen geneigt sein möchte, wurden Nachrichten entgegengestellt, welche in einer Urkundensammlung, von seinem schwarzen Einbande genannt le livre noir, und kurz nach dem Jahr 1260 zusammengetragen, enthalten gewesen. Dieses schwarze Buch ist zwar nicht mehr vorhanden, aber in der Geschichte der Diöcese von Coutances vom Abt Toustain de Billy und im 11. Bande der Gallia Christiana ist sein Inhalt abgedruckt. Darnach ist der Bau der Kathedrale von Coutances im Jahr 1030 angefangen, und bis zur Installirung des Bischofs Gottfried von Montbray (1040) sehr lässig betrieben worden. Dieser aber förderte die Kirche so lebhaft, daß sie kurz vor ihrer gänzlichen Vollendung im Jahr 1051 eingeweiht werden konnte.

Wäre es außer allem Zweifel, daß jene Nachrichten sich auf das noch bestehende Gebäude bezögen, so hätten die Franzosen noch ungleich mehr Scharfsinn aufzubieten, um sich aus der dadurch entstehenden Verlegenheit zu ziehen, als die ganze Beweisführung für das hohe Alter der Kirche sie gekostet

hat. Denn mehrere spätere Gebäude ganz in der Nähe von Coutances sind im reinen normännischen Rundbogenstil und zeigen auch nicht in dem kleinsten Theile eine Spur des Einflusses, den ein so herrlicher Bau, wie der der fraglichen Kathedrale auf seine Umgebung hätte ausüben müssen. Und bringt man noch die Wahrscheinlichkeit in Betracht, daß Werke, wie die von Wilhelm dem Eroberer zu Caen im Jahr 1066, und von seiner Gemahlin, der Königin Mathilde, in derselben Zeit gestifteten Abteien, ihrer Gründer würdig, auch in dem prächtigsten und neuesten Stile werden erbaut sein, so wird man zweifeln müssen, daß die Kathedrale von Coutances damals schon in ihrer jetzigen Gestalt existirt habe.

Und in der That sprach schon im Jahr 1829 ein Artikel in dem Edimburg Review unverholen sein Mistrauen gegen die Zuverlässigkeit der aus dem schwarzen Buche geschöpften Nachrichten aus. Man weiß jetzt, daß der ganze Theil dieses Buchs, der unter den Augen des Bischofs Johann d'Essaye zusammengetragen worden, in nichts anderm bestand, als in einer Nachricht von den Besitzungen der Diöcese von Coutances im Jahr 1252, also in einem bloßen Grundbuche. Wie ist es aber wahrscheinlich, daß über die zu Stande gebrachten oder noch im Gange befindlichen Bauunternehmungen irgend eine Nachricht in einer zu ganz anderm Zwecke bestimmten Urkunde sich finden konnte! Das Schweigen dieses Buchs beweiset also nichts. Gally Knight klärt die Sache mit positiven Argumenten auf. Er weiset Inschriften an den Mauern der Kirche nach, welche besagen, daß der Bischof Johann d'Essaye selbst vier, wenn nicht alle sechs, Capellen auf der Nordseite des Schiffs ausstattete, und will damit zugleich darthun, daß er sie auch erbaut habe. Ferner ist anzunehmen, daß dieser Bischof auch den hohen Chor wieder aufbaute, oder den Wiederaufbau

vollendete, denn er liegt in der Mitte desselben begraben. Er ist aber (mit Einer Ausnahme aus so später Zeit, daß sie hier nichts beweiset,) der einzige in diesem Theile der Kirche begrabene Bischof; eine Auszeichnung, welche in jener Zeit nur dem Erbauer zu widerfahren pflegte. Beweisen diese bedeutenden Veränderungen auch nicht, daß das Ganze um diese Zeit erneut worden ist, so läßt sich doch aus andern historischen Nachrichten die Zeit ermitteln, wo es geschehen sein dürfte.

Im Jahr 1356 nämlich, bald nach der Schlacht bei Poitiers, eroberte Gottfried d'Harcourt die Stadt und belagerte die Kathedrale. Ein französisches Heer vertrieb ihn zwar davon, aber erst, nachdem das Gebäude so stark beschädigt war, daß es den Einsturz drohte. Die Unruhen in der Normandie und ganz Frankreich verhinderten während mehrerer Jahre ein so wichtiges Unternehmen, wie die Ausbesserung der Kathedrale war. Im Jahr 1371, als Sylvestre de la Cervelle zum Bischof von Coutances erhoben war, bewilligte Karl V. eine bedeutende Summe zur Fortsetzung des Baues. Sylvestre betrieb ohne Unterbrechung bis an seinen Tod die Ausbesserung und ward 1387 in der Marcuscapelle, die er aus eigenen Mitteln hinzugefügt hatte, begraben.

Aus einem Beschlusse des Stifts von Coutances vom Jahr 1402 erhellt, daß zu dieser Zeit der Bau noch nicht vollendet war.

Demnach gehört die von den Franzosen in das 11. Jahrhundert hinaufgesetzte Kathedrale von Coutances theils der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, theils einem mehr als hundert Jahr spätern Zeitraume an.

Ein anderes Bauwerk, auf welches die Franzosen die Behauptung stützen, daß in der Normandie schon im 11. Jahr-

hundert der völlig ausgebildete Spitzbogenstil geblüht habe, ist die Stiftskirche von Mortain. Dieselbe soll den Kirchenurkunden und der Gallia Christiana zufolge im Jahr 1082 gegründet und einige Jahre später vom Bischof von Rouen eingeweiht worden sein. Da der Bischof von Coutances dieser Ceremonie beigewohnt hat, und 1093 starb, so schließt de Gerville ganz richtig, daß die Einweihung nicht nach diesem Jahre könne stattgefunden haben. Die jetzige Kirche ist demungeachtet ganz im Charakter eines Werks aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, und keineswegs, wie wohl behauptet worden ist, aus der Uebergangszeit. Der Spitzbogenstil zeigt sich vielmehr schon vollkommen ausgebildet. An der Südseite des Schiffes befindet sich eine Thür im normännischen reichverzierten Rundbogenstile des 11. und 12. Jahrhunderts. Dieselbe steht jedoch in einem sehr mangelhaften Verbande mit der übrigen Kirche, und rührt offenbar von einem ältern Baue her, — höchstwahrscheinlich von dem von 1082. Andre Beweise, daß diese Kirche nicht mehr diejenige sei, welche laut den Urkunden im 11. Jahrhundert erbaut ward, liefern zwei ganz in der Nähe von Mortain gelegene Bauwerke. Von dem einen — der Kirche von Savigny —, im Jahr 1172 durch die Freigebigkeit der Herren von Mortain gegründet, sind nur noch Ruinen übrig, aber sie zeigen den reinen Rundbogenstil. Das andere Gebäude ist die Abtei Blanche, nachweislich von dem Sohne des Grafen Robert, der die Kirche von Mortain bauete, im Jahr 1105 gegründet. Statt daß nun dieses spätere Gebäude in demselben entschiedenen Stile sein sollte, welchen die Stiftskirche zeigt, sind einzelne Theile im neuen Rundbogenstile, andre aus der Rund- und Spitzbögen vermengenden Uebergangszeit, und nur die wahrscheinlich später ganz erneuten Theile im bereits entwickelten Spitzbogenstile, so daß

das um fünfzig Jahre jüngere Gebäude einen weit frühern Charakter zeigt, als die vermeintlich aus dem 11. Jahrhundert stammende Kirche zu Mortain.

Wenn es nun auch an sich unglaublich ist, daß die Stiftskirche mit der im Jahre 1082 erbauten identisch sei, so finden wir noch andre Gründe daran zu zweifeln in den geschichtlichen Nachrichten aus jenen Zeiten. Denn die Verheerungen, welche Heinrich I. von England nach der Schlacht von Tinchebray über Mortain brachte, die Kriege zwischen den Grafen von Anjou und Blois, und zwischen Heinrich II. und den normännischen Baronen, dann der Angriff Philipp Augusts auf die Normandie, und der gleichzeitige Einfall der Bretagner, welche die Ermordung ihres jungen Herzogs Arthur rächen wollten, und von denen es gewiß ist, das sie in Mortain arge Verwüstung anrichteten, werden sicherlich nicht spurlos an der Stiftskirche vorübergegangen sein. Wahrscheinlich ist es, daß dieselbe während des Kampfes zwischen Johann und Philipp August zerstört, und nach wiederhergestelltem Frieden mit Hülfe des letztern wieder aufgebaut worden. Der Stil der Kirche entspricht wenigstens dieser Epoche vollkommen. Ueberdem ist bekannt, daß Philipp August durch freigebige Schenkungen zur Unterstützung normännischer Kirchen bei seinen Unterthanen sich beliebt zu machen suchte.

Zu den von den Franzosen zu alt geschätzten und zu unrichtigen Folgerungen gemißbrauchten Bauwerken gehört auch die Kathedrale von Chartres im entwickeltern Spitzbogenstile des 13. Jahrhunderts. Einige ältere Partien im Rundbogenstile und einige spätere sind leicht von den übrigen zu unterscheiden. Man hat in ihr dieselbe Kirche sehen wollen, welche vom Bischof Fulbert, gestorben 1029, in acht Jahren erbaut worden ist. Eine genauere Untersuchung des Gebäudes

führt jedoch zu der Ueberzeugung, daß es nicht vor dem 12. Jahrhundert entstanden sein kann, ausgenommen die Krypte und einige andre Theile, welche ersichtlich einem ältern Baue angehören und beim Neubaue des Uebrigen erhalten worden sind. Man darf annehmen, daß der Bau des Bischofs Fulbert, wenn er innerhalb acht Jahren vollendet wurde, nur ein provisorischer war, oder was noch wahrscheinlicher ist, daß derselbe längere Zeit unterbrochen worden, und daß man erst gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts damit zu Ende gekommen sei. Mit dieser Annahme stimmt auch die Nachricht, daß der Bischof Fulbert kurz vor seinem Tode an den Herzog Wilhelm von Aquitanien geschrieben habe: mit Gottes Hülfe seien die Souterrains seiner Kirche vollendet. Der Bischof Thierry, sein Nachfolger, führte das Werk fort, aber es ist schwer anzugeben, was von diesem und was nachher bis zum Ende des 11. Jahrhunderts gemacht worden; nur das ist gewiß, daß die Arbeiten in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit großer Thätigkeit wieder angegriffen wurden, und daß damals die Kathedrale noch nicht vollendet gewesen, indem Hugues, Erzbischof von Rouen im Jahr 1145 an Thierry, Bischof von Amiens schrieb: daß seit Kurzem die Einwohner von Chartres mit außerordentlichem Eifer an dem Baue ihrer Kirche arbeiteten, daß sie sich der mühseligsten Dienste unterzögen und sich selbst vor die zur Herbeischaffung der Baumaterialien dienenden Karren spannten, und daß endlich viele Gläubige aus Rouen und andern Städten der Normandie nach Chartres gegangen seien, die Zahl der Arbeiter zu vermehren.

Endlich ist noch die Kathedrale von Séez eine der Kirchen, welche man angeführt hat, um die Anwendung des ausgebildeten Spitzbogenstils im 11. Jahrhundert zu beweisen.

Man hat nämlich behauptet, daß die heutige Kirche dieselbe sei, welche der Bischof Yves von Belléme im Jahr 1053 erbaut habe. Aber Alles beweiset, daß an dieser Kathedrale durchaus nichts aus dieser Zeit vorhanden ist, da der jedenfalls älteste Theil — das Schiff — dem früheren Spitzbogenstile des 13. Jahrhunderts angehört. Gally Knight, der den gegenwärtigen Zustand des Gebäudes mit den historischen Dokumenten von Séez zu reimen sucht, vermuthet, daß die Kirche bei den Zerstörungen der Stadt, welche einmal im Jahr 1150 durch Ludwig, König von Frankreich, und nach der Gallia Christiana nochmals durch die Engländer stattfand, gelitten habe, und nach dieser Zeit wieder aufgebaut worden sei. Im Jahre 1353 hat die Kirche abermals durch einen Brand Schaden genommen, da der Bischof Peter in seinem Testamente Anordnungen zu ihrer Wiederherstellung trifft. Durch diese Ereignisse werden die abweichenden Bauweisen in den verschiedenen Theilen des Gebäudes so weit erklärt, daß man sich damit begnügen kann.

Aus diesen Nachweisungen geht hervor, daß die Prätensionen der normännischen Archäologen, welche übrigens ein bedeutender Theil ihrer eignen Landsleute längst aufgegeben hat, jedes sichern Grundes entbehren. Aber auch ganz abgesehen von diesen Thatsachen spricht nichts dafür, daß die Normannen zuerst den Spitzbogenstil aus dem Süden in den Norden verpflanzt haben. Gebührte denselben wirklich dieses Verdienst, so müßten wir doch in der Normandie den Spitzbogenstil früher finden, als in den andern Gegenden des Nordens von Europa, was jedoch keineswegs der Fall ist.

Wir sehen hier abermals, daß ein Baustil, selbst durch gewaltige Eroberer, sich nicht so leicht aus einem Lande in ein anderes übertragen läßt, als oftmals geglaubt wird. Aber

selbst wenn es sich in diesem Falle erweisen ließe, so wäre damit die Sache nicht aufgehellet, sondern vielmehr noch verwirrter, als vorher. Denn die Normannen, welche im Jahr 1003 ihre Niederlassungen in Italien begonnen hatten, schifften bekanntlich im Jahr 1062 nach Sicilien hinüber, und kamen erst 1072 in den Besitz der ganzen Insel. Darnach ist es aber unmöglich, daß sie den Spitzbogen in das nördliche Europa gebracht haben, indem derselbe schon mindestens ein halbes Jahrhundert früher in Deutschland bei höchst bedeutenden Gebäuden in ausgedehnter Anwendung vorgefunden wird.

Da keine zuverlässigen Nachrichten ein noch früheres Vorkommen des Spitzbogens in einer seiner Natur entsprechenden Anwendung bezeugen, so ist es auch ermittelt, welchem Volke der Ruhm gebührt, den Spitzbogenstil — die schönste Blüthe des mittelalterlichen Kunstgeistes — begründet zu haben. Nach gewissenhafter Erwägung der Umstände so wie der auf unsre Tage gekommenen Documente und Baudenkmale, auf welche es hier besonders ankommt, müssen wir dem deutschen Volke diese Ehre von Neuem vindiciren, eine Ehre, welche dasselbe den Franzosen, die sie in Anspruch genommen hatten, seit geraumer Zeit nicht mehr streitig zu machen wagte. Fordert es auch die Pflicht der Gerechtigkeit, unsern Nachbarn das Verdienst der früheren Ausbildung des neuen Stils zuzugestehen, — das der Begründung desselben und endlich wieder das der Vollendung dürfen wir mit Fug und Recht in Anspruch nehmen. Ein Einwurf wie der, daß genau genommen die Aegypter durch den frühsten Gebrauch des Spitzbogens den Grund zu dem Spitzbogenstile gelegt hätten, ist zu lächerlich, als daß er in Betracht kommen könnte; denn bei diesen hatte diese Form durchaus keinen organischen Charakter,

sondern war vielmehr ein Geschöpf der Willkür und Laune. In Deutschland dagegen haben wir sie als Ergebniß bewußten Strebens, als ein in seinen wesentlichen Eigenschaften verstandenes Mittel zur Erweiterung der Grenzen der architektonischen Technik zuerst — und schon in den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts — wirksam gefunden. In Deutschland war es, wo der junge Keim, gleich dem der Eiche, den ganzen zukünftigen prächtigen Baum schon in sich tragend, an das Licht kam und die erste Pflege fand. Und darum ist Deutschland das eigentliche Vaterland des Spitzbogenstils.

sondern war vielmehr ein Geschöpf der Wälder und Berge. In Deutschland dagegen haben wir sie als Ergebniß bewußten Strebens, als die in seinen wesentlichen Grundzügen vollkommene Mittel zur Erweiterung der Grenzen des architektonischen Gebiets zuerst — und schon in den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts — wirksam gefunden. In Deutschland war es, wo der junge Keim, gleich dem der Eiche, den ganzen zukünftigen prächtigen Baum schon in sich vereinigt, an das Licht kam und die erste Pflege fand. Also ist Deutschland das eigentliche Vaterland des Spitzbogenstils.

Anhang.

Aufforderung

zur Bildung eines Vereins für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst.

Durch die Bemühungen zahlreicher Forscher ist unsere Kenntniß von der Baukunst des vorchristlichen Alterthums und der entferntesten Nationen zu einer solchen Fülle und Ausdehnung gelangt, daß wir ihren Entwickelungsgang, soweit es überhaupt noch möglich sein wird, mit genügender Bestimmtheit zu erkennen vermögen. Wenden wir uns dagegen zu unsrer eigenen, sowohl der Zeit, als dem Raume und dem Geiste nach, uns beiweitem näher stehenden Baukunst des Mittelalters, unter deren wundervollen Werken wir wandeln, und versuchen die einzelnen Erscheinungen für sich vollständig zu erklären, oder gar dieselben zu einem historischen Gesammtbilde zusammen zu fassen, dann offenbart es sich sogleich, daß hier noch sehr viel zu thun ist. Wir werden es gewahr, daß die Kenntniß von den Thatsachen, das Material, noch so mangelhaft ist, daß der mit den vorhandenen dürftigen und kaum halb bearbeiteten Steinen gewagte Bau eines Systems entweder gar keine Theilnahme findet, oder zu endlosen und

unfruchtbaren Controversen führt. Für die Wissenschaft ist in beiden Fällen nichts gewonnen.

Aus dieser Rücksicht muß jeder Freund der Kunstgeschichte und der vaterländischen Baudenkmale wünschen, daß die Vorarbeiten zu einer künftig zu gebenden wirklichen Geschichte, nämlich die Zeichnung, Beschreibung und Bekanntmachung der merkwürdigsten Monumente, mit mehr Erfolg betrieben werden möchte, als bisher geschehen.

Um zu zeigen, was die Liebe zu der vaterländischen Geschichte vermag, soll nicht auf die Franzosen und Engländer, und die von diesen veranstalteten großen Sammlungen und publicirten kostbaren Kupferwerke hingewiesen werden, — wir können das Aehnliche, wiewohl unter beschränkteren Verhältnissen, aber vielleicht mit noch größern persönlichen Opfern geleistet, innerhalb der Grenzen Deutschlands finden in den trefflichen Publicationen eines Moller, Boisserée, Müller, Schmidt, Puttrich u. m. A. An Kräften und gutem Willen ist wahrlich kein Mangel; aber dem Einzelnen wird die Last der Arbeit und der Opfer zu schwer, als daß er sie nachhaltig zu tragen vermöchte. Auf der andern Seite ist auch das von so mancherlei Interessen in Anspruch genommene Publikum nicht geneigt, die durch die Umstände oft sehr vertheuerten Werke dieser Art zu kaufen, so daß am Ende bei allem Eifer und Fleiß der Herausgeber und bei aller Neigung des Publicums weder jenen noch diesem noch auch der Wissenschaft ein erheblicher Vortheil erwächst.

Wem fällt hiebei nicht sogleich die überraschende Wirksamkeit der Kunstvereine ein, bei welcher es möglich ist,

den Mitgliedern außer der Aussicht auf den Gewinn kostbarer Gemälde, noch einen Kupferstich zu geben, dessen Preis im gewöhnlichen Kunsthandel den jährlichen Vereinsbeitrag erreicht oder gar übersteigt! — Es wird aber dieses dadurch möglich, daß für Commissions- und Handels-Vortheile nicht 60 bis 70 pro Cent verloren gehen, und daß durch diese Ersparung die Zahl der Abnehmer wiederum so vergrößert wird, daß die Kosten, welche das einzelne Exemplar verursacht, sich noch niedriger stellen.

Würden nun die Kräfte und Mittel für den in Frage stehenden Zweck in ähnlicher Art sich vereinigen, so müßten auch ähnliche Resultate daraus erfolgen.

Schon im Jahre 1837 setzte der Herr Bauinspector von Lassaulx in Coblenz die Vortheile aus einander, welche die Bildung eines Vereins für die Herausgabe mittelalterlicher Baudenkmale bieten würde. Die Sache fand jedoch damals keinen Anklang. Es scheint, als wenn jetzt, nach den Vorgängen der neusten Zeit, welche unverkennbar das Streben nach einer stets festern Einigung eines großen Volkes bethätigt haben, der Vorschlag einen günstigern Moment finden müßte. Denn an die Liebe zum Vaterlande knüpft sich auch die Liebe zu seiner Geschichte. Die unvergleichlichen Monumente in allen Gegenden Deutschlands zeugen stumm von der Hoheit der Kunst unserer Väter. Könnten sie reden, wie viel herrlicher noch würde der Ruhm unsres Volkes strahlen! Aber erforschen wir ihre Geschichte, und sie werden reden, und wahrhaftiger und unparteiischer, als alle Chroniken und Gesten; denn sie sind rein von Fälschung und Lüge, von Irrthum und Absichtlichkeit. Sie geben nicht ein Zeugniß von der äußern

Oberfläche ihrer Zeit, sondern von dem Geiste, der die innersten Gedanken und Empfindungen bewegte.

Für einen solchen Verein wird hiemit folgende Organisation in Vorschlag gebracht, deren Prüfung und Verbesserung den zukünftigen Mitgliedern anheimgestellt wird.

Statut

des Vereins für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst. *)

§. 1.

Der Zweck des Vereins ist die Bekanntmachung durch Stich und Beschreibung derjenigen Bauwerke des Mittelalters, welche für die Kunstgeschichte von Bedeutung sind. Es versteht sich von selbst, daß die Thätigkeit des Vereins vorzugsweise nur auf die Werke deutscher Kunst gerichtet sein wird. Indeß sind auch solche Gebäude in andern Ländern nicht ausgeschlossen, welche in irgend einer wesentlichen Beziehung zu der Entwickelung unsrer Baukunst stehen. Möglichste Genauigkeit und Vollständigkeit bei anständiger Ausstattung ohne Luxus, etwa in der Art der Schmidt'schen Hefte über Trier, sind Hauptbedingungen. Nach Umständen sind von inneren und äußeren Ansichten auch ausgeführte lithographische Kreidezeichnungen oder Stahlstiche zu geben. Immer aber bleiben die architektonischen Zeichnungen in korrekten Umrissen und auf Stahlplatten**) radirt die Hauptsache.

---

*) Der hohe Zweck und die Bedeutung des Unternehmens berechtigen zu der Hoffnung, daß Sr. Majestät der König von Preußen Allerhöchstseine Protection dem Vereine nicht versagen werde.

**) Stahl: a. weil die Arbeit auf demselben schöner wird, als Federzeichnung auf Stein, und lebendiger, als Gravirung auf Stein.
b. Damit die Architekten gelegentlich selbst Detail-Zeichnungen radiren können.
c. Der großen Zahl der Abdrücke wegen, die der Stahl giebt.
d. Der bequemern Aufbewahrung halber.

Bei Detailzeichnungen mögen Schatten angegeben werden. Der Text in demselben Format wie bei dem Schmidt'schen Werke enthält die erforderlichen Erklärungen, Beschreibungen und historischen Nachweise, so weit diese irgend zu ermitteln sind. Die im ersten Jahre festgesetzte Einrichtung dieses Nationalwerks bleibt Norm für die Zukunft.

§. 2.

Da es bei der Wahl und Anordnung der herauszugebenden Gegenstände zu möglichster Erreichung des vorgesetzten Zwecks von Wichtigkeit ist, daß beide in den Händen von Sachkennern sind, und weder durch ungehörige Lokalinteressen noch durch eine das Wesen der Sache nicht berührende bloße Liebhaberei beirret werden, so wird dieser auf Kenntnisse und Wissenschaft gestützte Verein sich wesentlich unterscheiden müssen von den existirenden Kunstvereinen, bei welchen jedes Urtheil vom ästhetischen Gesichtspunkte aus immer einen gewissen Werth haben wird.

Demnach zerfällt dieser scientifische Verein in zwei Hauptabtheilungen, nämlich:

1. in die der producirenden Mitglieder (ordentliche Mitglieder) — die Architekten und Kunstgelehrten, — denen die Wahlen zustehen, und
2. in die der theilnehmenden Mitglieder (außerordentliche Mitglieder) — die Kunst- und Alterthumsfreunde, — welche durch ihre Theilnahme die Thätigkeit jener Abtheilung bedingen.

Zu der ersten Abtheilung werden sowohl alle Architekten von Fach gezählt, (welche eo ipso die zur Aufmessung, Zeichnung und Leitung der herauszugebenden Werke erforderliche Geschicklichkeit besitzen werden), als auch diejenigen, welche

durch die Publication einer kunstwissenschaftlichen oder kunsthistorischen Schrift eine nähere Vertrautheit mit dem betreffenden Gegenstande beurkundet haben.

§. 3.

Jeder ohne Unterschied der Abtheilung, zu welcher er gehört, ist so lange Mitglied des Vereins, als er einen jährlichen Beitrag von 5 Thalern leistet. Für jeden jährlichen Beitrag erhält er ein Exemplar einer Vereinslieferung.

§. 4.

Hat ein Mitglied am Schlusse des Geschäftsjahrs den Beitrag für dieses noch nicht gezahlt, so wird angenommen, daß es aus dem Vereine ausgeschieden sei.

§. 5.

Beim Ausscheiden aus dem Vereine erlöschen alle und jede Ansprüche an das Vereinseigenthum.

§. 6.

Tritt ein früher ausgeschiedenes Mitglied später dem Vereine wieder bei, so gelten für dasselbe die Bestimmungen der §§. 16 und 17.*)

§. 7.

Da die Vereinsarbeiten und Geschäfte bei den Mitgliedern der ersten Abtheilung die gründlichste Beurtheilung finden werden, so wird zum Besten des ganzen Unternehmens und um unfruchtbare Weitläuftigkeiten zu vermeiden, es auch nur die erste Abtheilung sein müssen, welche aus ihrem Schooße das Directorium wählt. Diese Wahl, so wie alle Abstimmungen geschehen schriftlich, indem bei diesem Vereine schwerlich eine ansehnliche General-Versammlung zusammen zu bringen sein dürfte.

*) Dasselbe wird für ein ganz neues angesehen.

§. 8.

Das Scrutinium leitet bis zu der erfolgten Wahl des ersten Directoriums der provisorische Vorstand mit Zuziehung dreier Mitglieder der zweiten Abtheilung.

§. 9.

Das Directorium besteht aus 7 Mitgliedern der ersten Abtheilung, von denen 4 Architekten und 3 Kunstgelehrte sind. Diesem Directorium liegt die Wahl und Anordnung der herauszugebenden Gegenstände, wie auch die Besorgung aller Vereinsgeschäfte ob.

§. 10.

Das Directorium, auch wenn dessen Mitglieder nicht denselben Wohnort theilen, hat sich jährlich wenigstens Einmal zu versammeln, um die Vereinsangelegenheiten mündlich zu berathen. Am Schlusse jedes Geschäftsjahrs wird von demselben Rechnung abgelegt.

§. 11.

Die Mitglieder des Directoriums fungiren vier hintereinander folgende Jahre, und sind nach dieser Zeit wieder wählbar. Nach den ersten zwei Jahren treten drei Mitglieder (zwei Architekten und ein Gelehrter) nach dem Loose aus, in der Folge scheiden jede zwei Jahre die drei resp. vier ältern aus. Von den Architekten treten jeden Turnus zwei, von den Gelehrten aber abwechselnd einer oder zwei aus.

§. 12.

Die zwischen zwei Wahlterminen nöthig werdenden Ergänzungen geschehen durch das Directorium selbst, jedoch aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder. Diese Substitute treten bei der nächsten Wahl zurück.

§. 13.

Die im Interesse des Vereins vonseiten der ordentlichen

Mitglieder und namentlich denen des Directoriums geleisteten Arbeiten werden nicht honorirt. Nur in Fällen, da von Vereinsmitgliedern unentgeltlich gelieferte passende Materialien nicht vorliegen, oder wenn es wünschenswerth ist, eine Lücke auszufüllen, ist das Directorium ermächtigt ein bewährtes Individuum mit der Ausarbeitung des gewünschten Gegenstandes zu beauftragen, und dafür zu honoriren.

§. 14.

Diejenigen Mitglieder, deren architektonische oder schriftliche Beiträge unentgeltlich zu Vereinszwecken benutzt worden sind, erhalten von diesen Abdrücken 12 Exemplare gratis.

§. 15.

Exemplare von Jahreslieferungen für das Ausland oder solche Personen, die nicht Mitglieder des Vereins sind, werden zu beträchtlich erhöhten Preisen abgelassen.

§. 16.

Diejenigen Theilnehmer, welche nicht schon im ersten Jahre des Bestehens des Vereins diesem beigetreten sind, erwerben erst mit ihrem zweiten Jahresbeitrage die Rechte der älteren Mitglieder, erhalten aber dann auch zugleich mit der diesem Beitrage entsprechenden Jahreslieferung die auf das verflossene Geschäftsjahr kommende unentgeltlich.*)

§. 17.

Später beitretende Mitglieder haben in Beziehung auf die bereits vor ihrem Beitritt erfolgten Lieferungen vor den Nichtmitgliedern keinen Vorzug.**)

§. 18.

Die Stahl- und andre Platten, Steine, Drücke derselben

*) Um einigermaßen den gegen das Interesse des Vereins gerichteten Speculationen vorzubeugen.

**) Aus demselben Grunde.

und des Textes, sowie Zeichnungen u. s. w., deren Kosten aus Vereinsmitteln bestritten worden, bleiben Eigenthum der Gesellschaft. Dieses Eigenthum fällt, im Falle einer Auflösung des Vereins, an den Dombauverein zu Köln, welcher die Platten und deren Abdrücke in jeder beliebigen Weise zu seinen Zwecken verwenden darf.

§. 19.

Da es für die Zwecke des Vereins förderlich ist, daß das Directorium möglichst in derjenigen Gegend sich befindet, welche an wichtigen Monumente besonders reich ist, indem muthmaßlich mehrere der herauszugebenden Werke darunter begriffen sind, — und zugleich an einem Orte, der die zur Herausgabe erforderlichen künstlerischen Hülfsmittel bietet, so dürfte eine Rheinstadt, und zwar Düsseldorf (mit seiner Akademie, seiner trefflichen Kupferstecher-Schule und Kupferdruckerei) als Sitz des Vereins und insbesondere des Directoriums zu wählen sein.

In der Folge bei größerer Ausdehnung des Vereins wäre ein Modus festzusetzen, nach welchem der Sitz alternirend auch nach anderen Akademieen, — etwa nach München, Dresden, Frankfurt a/M. — verlegt würde.

Oder aber es müßte der Verein successive in Provinzen getheilt werden, — etwa zunächst, wenn die Zahl der Mitglieder auf 500 gekommen, in die westliche und östliche Provinz, welche jede dann ihre eigene Directionssection (bestehend aus 7 Mitgliedern), und in den ihrem Sitze zunächst wohnenden Mitgliedern die Hälfte der Mitglieder des Gesammtvereins zugetheilt erhalten müßte. Die beiden Directorien hätten dann gemeinschaftlich (durch mündliche oder schriftliche Berathungen) den gemeinsamen Zweck des Gesammtvereins zu fördern, und besonders darauf zu halten,

daß die beiderseitig herausgegebenen Jahreslieferungen als homogene Bestandtheile des Einen Gesammtvereinswerks in die Hände jedes Mitgliedes kämen.

Bei einem solchen Umfange des Vereins wäre es dann schon möglich geworden, daß jedes Mitglied für einen einfachen Jahresbeitrag eine doppelte Lieferung erhielte.

Wäre die Mitgliederzahl bis auf 750 gestiegen, so könnten schon drei Föderativ-Directorien eingesetzt werden, etwa in München, Dresden und Düsseldorf, (für den Süden, Osten und Westen, oder die fränkisch-alemannische, die sächsische und die rheinische Section.

§. 20.

Ist der Verein in Sectionen getheilt, so bilden die Directorien derselben das Gesammtdirectorium des ganzen Vereins, welches seinen Sitz, Präsidium und Sekretariat im Sections-Directorium zu Düsseldorf hat.

§. 21.

Die Mitglieder der Directorien werden ausdrücklich für eine bestimmte Section gewählt. Die Aemter vertheilt das Directorium (oder jede Section desselben) unter sich.

§. 22.

Jede Section verwaltet sich selbst, hat ihre eigene Kasse u. s. w. Geht eine Section ein, (z. B. durch Abnahme der Mitgliederzahl bis unter 200) so fallen die Mitglieder sammt dem Eigenthume dieser Section wieder an den Gesammtverein zurück, wo sie bis zu einer neuen Theilung verbleiben.

§. 23.

Von den Sectionen darf nur dasjenige unternommen werden, was von dem Gesammtdirectorium beschlossen ist, und ihre Befugnisse gehen nicht über die von diesem bezeichneten Grenzen hinaus.

§. 24.

Ein provisorischer Vorstand beschäftigt sich mit der Bildung des Vereins, und veranlaßt die Wahl des definitiven Verwaltungspersonals.

§. 25.

Der Verein wird als gebildet angesehen, sobald 50 Mitglieder beigetreten sind. Von diesem Zeitpunkte an findet die Annahme der Vereinsbeiträge statt.

§. 26.

Um die Thätigkeit des Vereins möglichst bald beginnen zu lassen, wird der provisorische Vorstand ein minder umfangreiches Werk soweit vorbereiten, daß dessen Stich und Herausgabe nach der Constituirung des Vereins sofort betrieben werden und allenfalls am Ende des ersten Geschäftsjahrs schon vollendet sein kann.

§. 27.

Es soll bei den hohen Staatsregierungen um Bewilligung der Portofreiheit für Briefe und kleinere Geldbeträge (Jahreslieferungen?) nachgesucht werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

J. Wolf'sche Buchdruckerei.

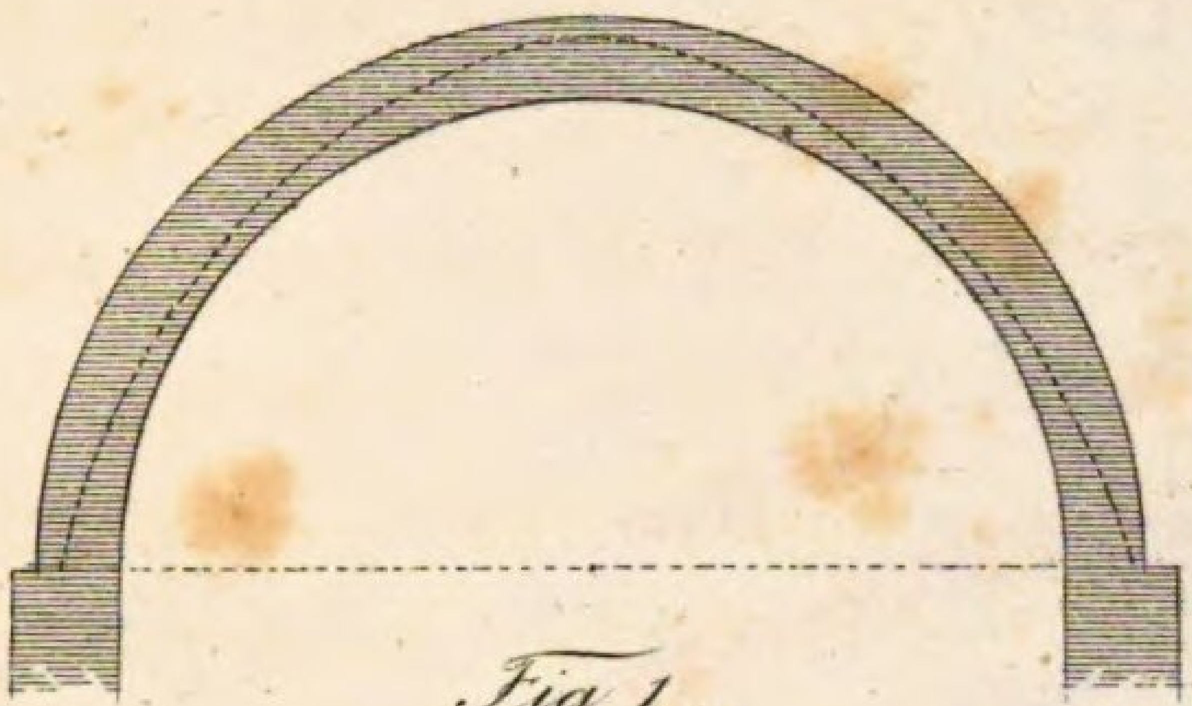

Fig 1.

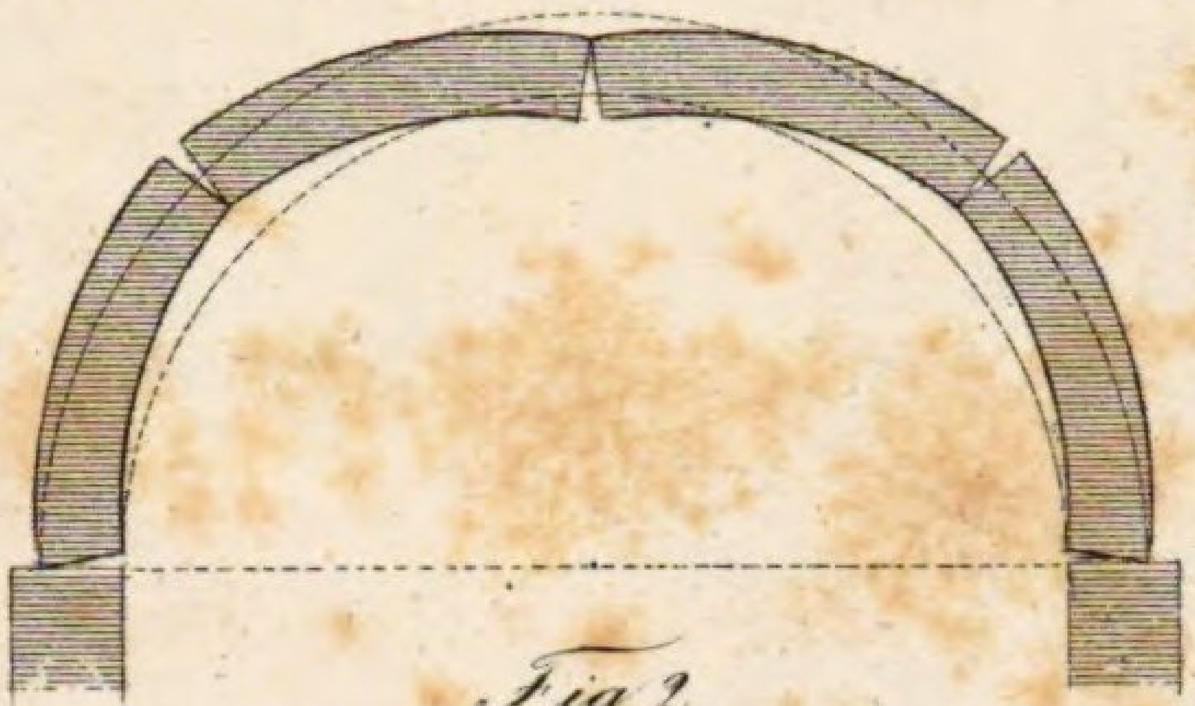

Fig 2.

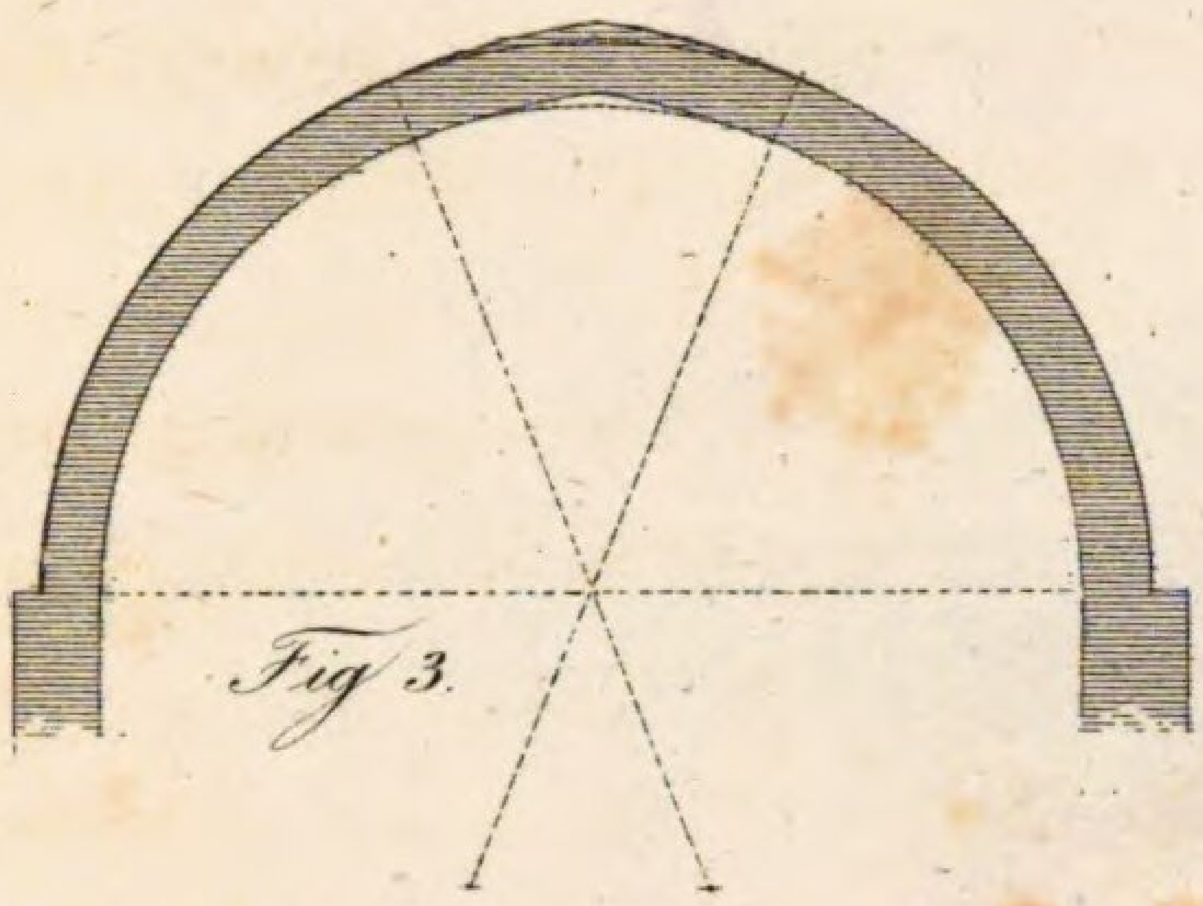

Fig 3.

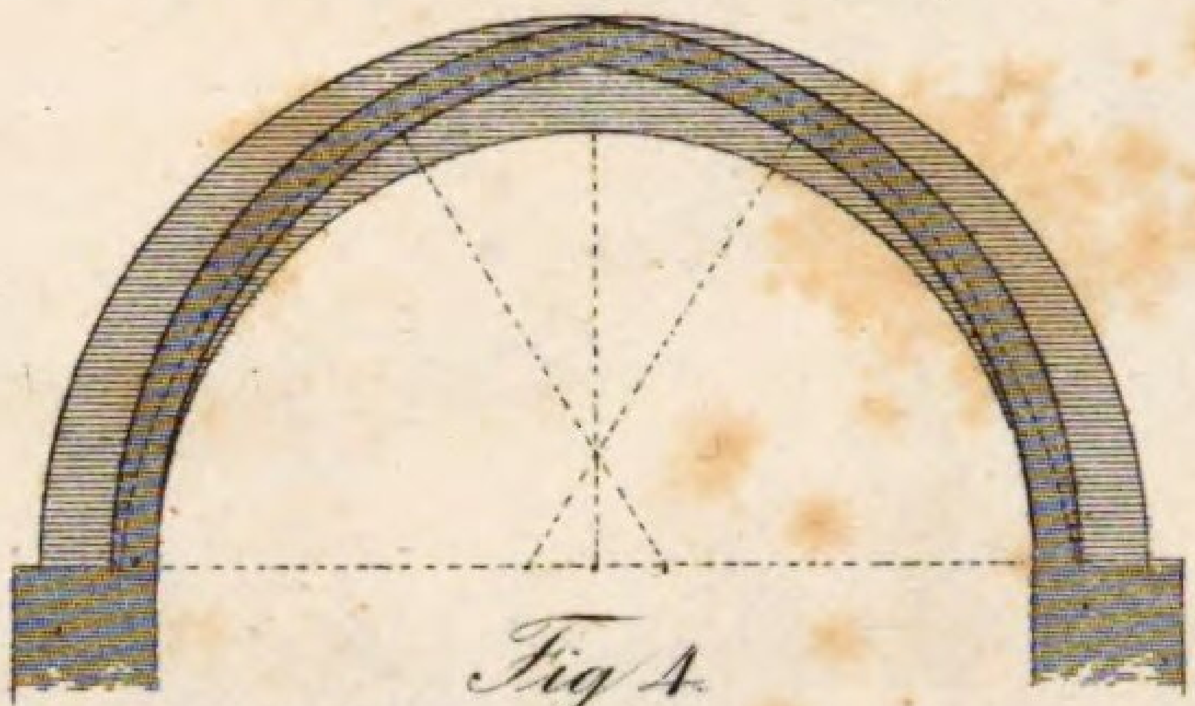

Fig 4.

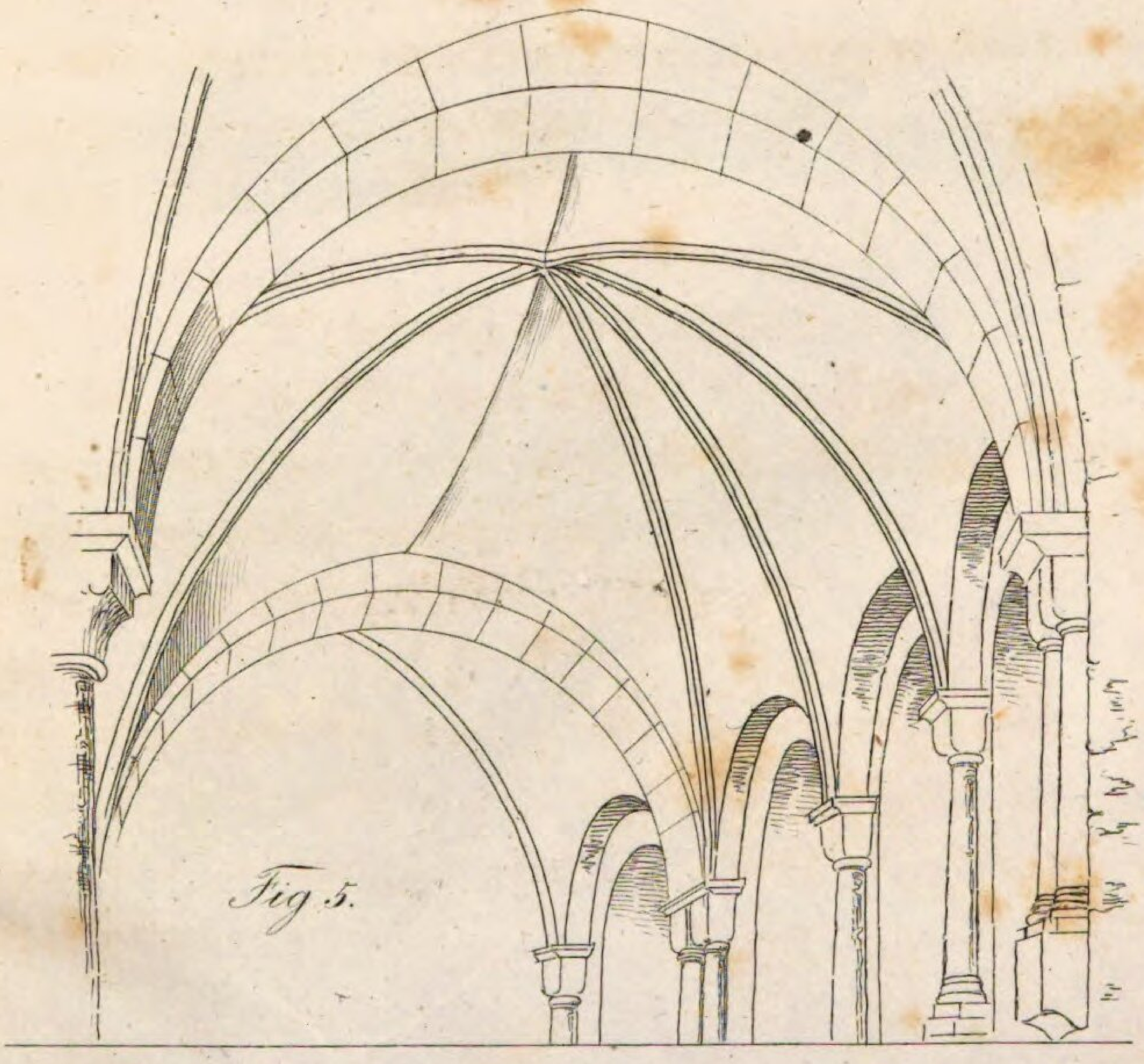

Fig 5.

Im Verlage der Kunst- und Buchhandlung von Julius Buddeus in Düsseldorf erschienen ferner:

Album deutscher Künstler in Originalradirungen. I. Band oder 1—8. Lief. à 1 1/3 Rth.

Ludwig Schwanthaler's Werke.

I. Abth. Mythen der Aphrodite. Fries in der Königl. Residenz zu München. 13 Platten, gest. von Staebli und Schütz. 5 1/3 Rth.

II. Abth. Der Kreuzzug des Kaisers Friedrich Barbarossa. Fries im Saalbau der Königl. Residenz zu München. Gest. von Prof. S. Amsler. Mit histor. Erläuter. von K. Schnaase. 18 Platten. 9 Rth.

Lieder und Bilder. I. Band, auch unter dem Titel: Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. 31 Platten mit Text. 5 Rth.

Costüm-Buch für Künstler. Sammlung der interessantesten Gegenstände des Costüms aller Zeiten und Völker der christlichen Zeitrechnung. 1—16. Lief. à 8 ggr.

Die beiden Marieen am Grabe des Herrn, gemalt von Director Ph. Veit, lith. von Hahn. chin. Pap. 3 Rth.

Der segnende Heiland, gez. von Fr. Overbeck, gest. von Professor J. Keller. chin. Pap. 3 Rth.

Die Kreuztragung, gez. von Fr. Overbeck, gest. von F. A. Pflugfelder. chin. Pap. 3 2/3 Rth., mit gerissener Schrift 4 2/3 Rth., vor der Schrift 6 Rth.

Der Kirchgang, gez. von Prof. E. Bendemann, gestochen von Oelschig. 16 ggr.

Künftig erscheinen:

Lieder und Bilder. II. Band. Auch unter dem Titel: Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler. Pränu.-Preis geh. 5 Rth.

Der himmlische Palmgarten. Katholisches Gebet- und Erbauungsbuch, mit 6 Stichen von Prof. J. Keller, nach Zeichnungen von J. E. Steinle. 3 Rth.

Die 6 Stiche ohne Text in besten Abdrücken auf groß Pap. chin. 7 Rth. einzeln à 1 1/3 Rth.

Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen, erfunden und radirt von J. B. Sonderland. 6e Lief. 2 Rth. (Die 1—5. Lief. erschien bei Arnz & Comp.

Die Menschwerdung Christi. Gez. von Jos. Führich in Wien.

FÖRDERUNGSWERK
st.nikolaus
BERUFSBILDUNGSWERK
8871 DÜRRLAUINGEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiegmann, Rudolf,

Ueber den Ursprung des Spitzbogenstils Mit einem Anhange betr. die Bildung eines Vereins f. d. Geschichte der mittelalterlichen Baukunst

Düsseldorf 1842

A.civ. 106 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10059608-1